



Uta Gerhardt

Soziologie im zwanzigsten Jahrhundert

Studien zu ihrer Geschichte in Deutschland

Wissenschaftsgeschichte

Franz Steiner Verlag

Uta Gerhardt
Soziologie im zwanzigsten Jahrhundert

Uta Gerhardt

Soziologie im zwanzigsten Jahrhundert

Studien zu ihrer Geschichte in Deutschland



Franz Steiner Verlag Stuttgart 2009

Umschlagabbildung:

Talcott Parsons, Raymond Aron, Otto Stammer,
Ernst Topitsch und Leopold von Wiese, April 1964,
anlässlich des Fünfzehnten Deutschen Soziologentages
in Heidelberg
Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am
Main/Max-Horkheimer-Archiv

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

ISBN 978-3-515-09286-9

Jede Verwertung des Werkes außerhalb der
Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig
und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung,
Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare
Verfahren sowie für die Speicherung in Datenver-
arbeitungsanlagen.

© 2009 Franz Steiner Verlag, Stuttgart

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem
Papier

Druck: Printservice Decker & Bokor, München

Printed in Germany

„In der Wissenschaft ist der Inhalt wesentlich an die *Form* gebunden.“

Georg Wilhelm Friedrich Hegel
Grundlinien der Philosophie des Rechts

INHALT

ZUR EINFÜHRUNG.....	9
I. DER LANGE ABSCHIED VOM SOZIALDARWINISMUS UND DIE ANFÄNGE DER MODERNEN SOZIOLOGIE.....	25
Zur Theoriegeschichte bis in die dreißiger Jahre	
Einleitung.....	25
1. Die Gesellschaftslehre des Sozialdarwinismus.....	28
2. Das neue Denken der Soziologie	43
3. Die Rettung der modernen Soziologie vor dem Sozialdarwinismus	62
4. Die Theoriegeschichte und die <i>Intellectual Migration</i>	74
II. DER NATIONALSOZIALISMUS UNTER HERRSCHAFTSSOZIOLOGISCHER PERSPEKTIVE.....	81
Annäherungen an das Anti-Moderne	
Einleitung.....	81
1. Der Nationalsozialismus – ein Verbrechenregime	83
2. Charismatische Herrschaft	92
3. Talcott Parsons' Konzeption	98
4. Avantgarde: Herrenrasse und Mentalität im Nationalsozialismus.....	109
5. Herrschaftssoziologische Zwischenbilanz	123
III. EIN AMERIKANER DER STUNDE NULL.....	131
Edward Y. Hartshorne und die Wiederanfänge 1945 – 1946	
Einleitung.....	131
1. EYH in seiner Zeit	133
2. EYH und die deutsche Universität 1933 und 1945.....	152
3. Zur Soziologie der <i>Stunde Null</i>	173
IV. DER NEUBEGINN DER EMPIRISCHEN SOZIALFORSCHUNG UND DIE SOZIOLOGIE DER FRÜHEN BUNDESREPUBLIK.....	179
„Amerikanischer Import“ und die fünfziger Jahre	
Einleitung.....	179
1. Die Entstehung der Surveyforschung in den USA.....	184
2. Die Surveys der Zeit des amerikanischen Besatzungsregimes	192
3. Die Weinheim-Tagung	201
4. Die großen Forschungsprojekte der fünfziger Jahre	210
5. Kritik am „amerikanischen Import“	223

V.	EIN JAHRZEHNT DER NEUEN KRITIK	231
	Die Soziologie in den sechziger Jahren	
	Einleitung.....	231
	1. Der lange Schatten des Positivismus	234
	2. Vier Theorien	245
	3. Der Fortschritt zurück zu Weber	260
	4. Welches Neue?.....	271
VI.	DAS DENKEN DES NEUEN DEUTSCHLAND	279
	Die Soziologie des Wandels zweier deutscher Gesellschaften zu einer Nation Europas	
	Einleitung.....	279
	1. Die Theorie(n) des sozialen Wandels.....	281
	2. Empirische Ansichten über die Ex-DDR	290
	3. Nation – Nationalismus – Gewalt?	300
	4. Die Berichte der KSPW, das SOEP und die Wohlfahrtssurveys.....	309
	5. Systemwechsel und Strukturwandel in Ostdeutschland	322
	6. Zur Soziologie des sozialen Wandels seit 1989/1990	336
VII.	SCHLUSSBETRACHTUNG.....	345
VIII.	BIBLIOGRAPHIE	351
IX.	PERSONEN- UND INSTITUTIONENREGISTER	385

ZUR EINFÜHRUNG

In den siebziger Jahren – in England – gab mir eine Studentin eine Karikatur über die Soziologie. Ein Mann stellte sein Gegenüber und dessen Begleiter vor: „This is Mr. X, a sociologist, and this is his interpreter“. Damals waren unsere Fachbegriffe aus der Sicht der Alltagssprache etwas zum Schmunzeln. Aber im einundzwanzigsten Jahrhundert macht niemand mehr Witze über die Soziologie. Dies bedeutet indessen nicht, dass sie heute ernst genommen wird.

Lehrbücher, Handbücher, Lexika und Sammelwerke erläutern eine ernsthafte Wissenschaft. Sie erklären alle möglichen Ansätze und verschiedene Theorierichtungen zu wissenswertem Wissen. Sie befinden sich auf der breiten Straße einer akademischen Untugend.

Das hier vorgelegte Buch argumentiert nicht ein weiteres Mal aus der Vogelperspektive. Es behauptet nicht, *die* Soziologie ließe sich am Stück abbilden. Die Absicht ist nicht eine Darstellung des Großen und Ganzen, gewissermaßen eine Draufsicht im europäischen oder gar Weltmaßstab. Es werden auch nicht einfach Theoreme nebeneinander gestellt. Die verschiedenen Ansätze werden nicht geschildert, als gebe es nichts, was sie miteinander verbindet. Erst recht wird keine Modenschau der Denkrichtungen veranstaltet, die von sich behauptet, sie hätte ausgewählt, was grundlegend für unsere Fachdisziplin ist. Stattdessen wird die Diskursgeschichte anhand von Diskussionen und Disputen geschildert, wie sie bei einer Wissenschaft das A und O sind. Es geht um die Soziologie des zwanzigsten Jahrhunderts in den Debatten und Debakeln in Deutschland.

Die Absicht hat drei gute Gründe.

Erstens kann man eine fortlaufende Geschichte *der* Soziologie nicht schreiben, weil es *eine* solche Wissenschaft mit einem Anfang, Verlauf in Stadien etc. nicht gibt. Die moderne Denkweise, wie sie sich auf Max Weber beruft und weltweit heute gelehrt oder wenigstens doch gewollt wird, ist keineswegs Ergebnis einer konsequenten Entwicklung. Webers Denken wird nicht allenthalben gewürdigt und ist auch nicht unumstritten. Im Gegenteil: Auch die Richtungen, die vor der vorigen Jahrhundertwende entstanden, sind heute noch nicht verschwunden, obwohl sie obsolet sind. Webers moderne Analyse ist immer noch nur ein Ansatz unter mehreren unter dem Oberbegriff der Gesellschaftsforschung.

Die heutige Fachdisziplin ist kein Ergebnis eines einmaligen Anfangs und anschließender Entwicklung bis zu einem gegenwärtigen Wissensstand. In der Wissenschaftsgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts war die moderne Soziologie der *dritte* Versuch, aus der Philosophie heraus, die seit dem klassischen Griechenland den gerechten Staat reflektierte, eine Theorie des Menschen in der gesellschaftlichen Welt zu entwickeln. Um im Bild zu bleiben: Sie entstand nicht nur einmal, sondern hatte – aus der Philosophie – mindestens drei Ursprünge. In den entscheidenden fünfzig Jahren der Philosophiegeschichte wurde dreimal die Soziologie, eine neue Richtung innerhalb der „Schulen“ des neunzehnten Jahrhunderts, geschaffen.

Der eine Ursprung war Karl Marx' Kritik der politischen Ökonomie, die die dialektische Philosophie Georg Wilhelm Friedrich Hegels „auf die Füße“ stellen wollte, sie aber wohl eher auf den Kopf stellte, um die materiellen Lebensbedingungen und die wirtschaftlichen Produktionsverhältnisse zur Triebkraft des Denkens und der historischen Dynamik zu erklären. Daraus entstand der Marxismus, die Erklärung der gesellschaftlichen Ungleichheit aus dem Kapitalismus und die geschichtsphilosophische Begründung der Utopie einer klassenlosen Gesellschaft.

Der zweite Ursprung waren die sechs Bände *Cours de philosophie positive*, die an die Dreistadientheorie des philosophischen Aufklärers Jean Antoine Nicolas de Condorcet angeschlossen. Auguste Comte, ein Intellektueller und Autodidakt, erfasste die Statik und Dynamik der Gesellschaft seines Zeitalters, des mittleren neunzehnten Jahrhunderts, anhand der Prinzipien von Ordnung und Fortschritt. Analog einer Naturwissenschaft erkläre die neue Gesellschaftswissenschaft alles Beobachtbare durch Gesetze der Gesellschaft. Der Journalist Herbert Spencer machte in den sechs Bänden *Principles of Sociology* die Statik und Dynamik der Gesellschaft zum Ergebnis des Kampfs ums Dasein. Er sah in der Soziologie eine Verkünderin des Kulturfortschritts der Menschheit, der dem Überleben des Stärkeren zu verdanken wäre.

Erst der dritte Ursprung war bahnbrechend. Wilhelm Dilthey kritisierte vom Standpunkt der Philosophie Hegels und Immanuel Kants her die englisch-französische Modewissenschaft Soziologie. Er setzte ihr eine erkenntnistheoretisch begründete Sicht entgegen. Er schlug vor, die geschichtlich-gesellschaftlichen Zusammenhänge durch die Geisteswissenschaften zu begreifen, eine neue philosophische Richtung, die die kulturelle Tradition und das Erbe Kants bewahrte. Georg Simmel, ein junger Philosoph, ebenfalls an der Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin, zeigte in den neunziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, wie eine geisteswissenschaftliche Soziologie zu denken ist. Dies war für Max Weber, dem wir Heutige die Grundlegung verdanken, die entscheidende Anregung. Webers soziologische Theorie beruht auf der geisteswissenschaftlichen Weichenstellung durch Dilthey und Simmel. Weber machte den „Geist“, das freiheitliche – in Webers Terminologie voluntaristische – Element der gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte zum Thema der verstehenden Erklärung.

Man muss sehen, dass die Soziologie dreimal aus der Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts entstand. Als Gesellschaftswissenschaft in der damaligen Zeit war sie mehr als bloß eine Modeerscheinung. Indessen wurden die beiden Richtungen, die Simmel verwarf und Weber nicht ernstlich in Betracht zog, bis heute nicht ad acta gelegt. Es gibt sie noch als Denkströmungen, und sie haben bis heute noch Befürworter. Der Marxismus und der Positivismus sind nach wie vor weithin einflussreich. Obwohl die Argumente, mit denen Simmel und Weber ihnen entgegentraten, schlüssig sind, haben sie Anhänger bis heute. Obwohl die Einwände dagegen unvermindert gelten, haben sie noch einen Platz unter den Lehrmeinungen. Die Diskussion, in der sie eine Rolle spielen, dauert an.

Die Kontroverse ist noch im Gange. Im Verlauf des zwanzigsten Jahrhunderts haben sich die verschiedenen Denkströmungen nur gegenseitig widersprochen. Zwar ist Weber weltweit heute ein Klassiker, aber der Marxismus und der Positivismus sind aus der Soziologie nicht verschwunden. In Deutschland haben auch die obsole-

ten Richtungen eine breite Spur im Wissensbestand hinterlassen. Die Weber'schen Begriffe sind längst noch nicht selbstverständliches Handwerkszeug. Wir haben bis heute keine einheitliche Soziologie, deren Geschichte man nacherzählen könnte. Man muss die Debatten rekonstruieren, um ihre Geschichte zu schreiben.

Eine Schwierigkeit der Darstellung ist außerdem, die institutionellen Strukturen zu berücksichtigen, in denen sich diese Wissenschaft zurechtfinden muss. Die Frage ist aktuell: Welche Gesellschaft in welchem Land passt zu den Strukturaussagen? Jede Gesellschaft hat ihre eigenen institutionellen Strukturen, und die Universitäten, innerhalb und außerhalb derer die Soziologie besteht, haben ihre eigene Geschichte. Zwar waren die Vereinigten Staaten von Amerika von der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts bis zur Jahrtausendwende wohl die führende Gesellschaft und auch ein Muster der demokratischen Welt. Ihre Theorie und Methoden haben die enormen Fortschritte der letzten fünfzig Jahre in unserem Fach wesentlich geprägt. Aber die amerikanische Gesellschaft ist kein Paradigma, wenn man fragt, welche institutionelle Verankerung die Soziologie hat oder haben sollte. Im Gegenteil: In jedem Land gibt es eigene Strukturen. Man kann von der amerikanischen Gesellschaft nicht auf andere Länder schließen. Unser Fach innerhalb und außerhalb der Universitäten ist in jedem Land institutionell anders verortet. In Frankreich gehören die führenden Gelehrten nicht primär einer Universität, sondern der *Academie Française* an, einer außeruniversitären Institution. Großbritanniens Universitäten hatten bis weit in die fünfziger Jahre keine Professuren für Soziologie; aber Professoren der Verwaltungswissenschaft, Institutionenlehre etc. schufen schon im frühen zwanzigsten Jahrhundert heute weltberühmte soziologische Werke. In Deutschland wurde die Soziologie nach dem Ersten Weltkrieg ein Universitätsfach; seither sind die Lehrstühle federführend, die nach 1918 und noch einmal nach 1945 an den Seminaren und Instituten der Hochschulen entstanden – auch wenn heute die Max-Planck-Institute ein Gegengewicht gegenüber den Universitäten bilden. Mit anderen Worten: Man muss sehen, dass das Fach in jedem Land – früher in Europa und Amerika, heute in allen Erdteilen – eine andere Geschichte hat. Die Unterschiede dürfen nicht eingeebnet werden. Man kann von *der* Soziologie nicht sprechen; in jedem Land verkörpert sie eine andere Tradition und hat ihr eigenes Profil. Eine Geschichte des Faches im zwanzigsten Jahrhundert muss sich auf die besonderen Verhältnisse in Deutschland einlassen.

Dabei ist wohl in jedem einzelnen Land, allemal in Deutschland, keine gradlinige Entwicklung zu zeichnen. Die Gesellschaft und auch die Soziologie des zwanzigsten Jahrhunderts passen hier nicht in ein einheitliches Schema. Ihre Entwicklung war kein bruchloses Geschehen. Man kann sie nicht fortlaufend darstellen.

Im „Zeitalter der Extreme“¹ – wie Eric Hobsbawm das 20. Jahrhundert nannte – gab es in Deutschland sechs Herrschaftssysteme.

Das Kaiserreich entstand aus der „kleindeutschen“ Lösung des europäischen Konflikts der Mächte des neunzehnten Jahrhunderts und war ein Rechtsstaat in einer Industriegesellschaft mit erstaunlich rapider Modernisierung aller Lebensbe-

1 Eric Hobsbawm, *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte im 20. Jahrhundert*, 8. Auflage, München: Dtv-Taschenbuchverlag 2007 (ursprünglich: *The Age of Extremes: A History of the World, 1941–1991*, London: Michael Joseph and Pelham Books 1994).

reiche trotz der bis 1918 traditionellen Sozialformen. Nach der Niederlage des Ersten Weltkriegs erschien das Wilhelminische Deutschland nachträglich als die „gute alte Zeit“. Aber um die Jahrhundertwende empfanden viele Zeitgenossen einen unaufhaltsamen Kulturverfall, und manche trösteten sich mit wohlfeilen Weltanschauungen der Menschheitsverbesserung.

In der Weimarer Republik herrschten ein parlamentarischer Rechtsstaat mit einer bürokratischen Verwaltung, eine expandierende Großindustrie und ein unvollkommen kontrolliertes Militär. Die erste Republik der Geschichte Deutschlands kämpfte seit 1919 gegen ihre nicht-demokratischen Widersacher und unterlag ihnen schließlich in der Verfassungskrise ab 1930. Gesellschaftlich war die Weimarer Zeit ein Eldorado der Kunst und Kultur, ein Experiment der politischen Demokratie und ein Exerzierfeld der reaktionären Kreise in Wirtschaft und Militär.

Der Nationalsozialismus erzwang den Bruch mit allem Vorherigen – auch wenn man zuweilen und meist vorübergehend an Früheres anknüpfte. Dieses diktatorische Regime war ein Führerstaat, wo die Parteiwillkür anstatt der Verfassung herrschte, mit einer Regierung aus Gesetzesbrechern und politischen Abenteurern. Das nationalsozialistische Deutschland des Zweiten Weltkriegs war ein genozidaler Aggressor, bis heute weltweit geächtet. Gesellschaftlich wurden alle Errungenschaften der letzten hundert Jahre rückgängig gemacht: Statt der Gewaltenteilung galt „Ein Reich, ein Volk, ein Führer“, statt der freien Wirtschaft gab es die zentralistische Rüstungsproduktion, um zwei Angelpunkte zu nennen.

Ganz anders sah das Deutschland der Zeit der Militärherrschaft der Alliierten aus. Der Wiederaufbau trotz der augenscheinlichen „Zusammenbruchsgesellschaft“ während der alliierten Besatzung der Westzonen bereitete die Gründung der Bundesrepublik vor. In die vier Jahre bis 1949 bzw. die zehn Jahre Besatzungsregime bis 1955 fielen geradezu revolutionäre Reformen der wirtschaftlichen, politischen etc. Strukturen. Das kurze Zeitalter der Souveränität der Alliierten über Deutschland – trotz Schisma zwischen dem Westen und dem Osten ab 1946/1947 – war ein Meilenstein auf dem Weg zur „geglückten Demokratie“², um die Metapher Edgar Wolfrums zu verwenden.

Die vierzig Jahre von 1949 bis 1989 waren der Höhepunkt der bisherigen deutschen Gesellschaftsgeschichte. Der freiheitliche Rechts- und Wohlfahrtsstaat in der Bundesrepublik war eine epochale Errungenschaft, aber im Osten bestand der kommunistische Obrigkeitsstaat der Deutschen Demokratischen Republik, bis dann 1989/1990 die beiden Staaten wiedervereint wurden. Gesellschaftlich war der Westen ein demokratisches Gemeinwesen, anders als die Weimarer Republik und allemal ein Ergebnis der Reformen der unmittelbaren Nachkriegszeit. In die Ära fallen die sechziger Jahre. Sie brachten die Wende des gesellschaftlichen Selbstverständnisses und waren der Auftakt zur Nach-Boom-Phase, die ab den siebziger Jahren eine Ära der staatlichen Sozialpolitik wurde, die die Auswirkungen der dramatisch dynamischen wirtschaftlichen Weltlage wesentlich milderte.

2 Edgar Wolfrum, *Die gegliückte Demokratie. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart: Klett-Cotta 2006.

Die letzten zwanzig Jahre sind das sechste Regime der Gesellschaftsgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts – wiederum gab es einen Bruch mit dem Vorigen und noch einmal einen Aufbruch zu neuen Ufern. Die Zivilgesellschaft, das Regime des verfassungsmäßigen Rechtsstaats, herrscht seither in ganz Deutschland. Nach der Wiedervereinigung entstand – wiewohl durch einen schwierigen Prozess der Veränderung – das demokratische Deutschland als ein Teil der rasant nach Osten hin erweiterten Europäischen Union.

Die sechs Herrschaftssysteme in Deutschland bilden kein einheitliches Gesellschaftsregime. Mit den Begriffen der Herrschaftssoziologie Max Webers kann man sagen: Das Kaiserreich war eher eine traditionale als eine rationale Herrschaft; aber die Weimarer Republik war ein rationales Regime, allerdings starken traditionellen Gegenkräften ausgesetzt; der Nationalsozialismus war eine charismatische Herrschaft mit ihrer charakteristischen Entwicklungstendenz hin – eigentlich zurück – zum patrimonialen Traditionalismus. Die Besatzungszeit war rational in einem ganz anderen Sinn, nämlich wertrational entsprechend Webers Typus der herrschaftsfremden Umdeutung des Charisma; die Bundesrepublik war demgegenüber ein geradezu paradigmatisch rational-legales Regime, das zugleich – was der Weber'sche Typus nicht vorsah – eine Demokratie war; schließlich war und ist das wiedervereinigte Deutschland das höchstentwickelte rational-legale Regime unserer Geschichte überhaupt, gerade weil die Nation nunmehr jener „Familie der friedliebenden Nationen“ angehört, von der die Schlusserklärung der Potsdamer Konferenz sprach.

Wenn man über die Soziologie in Deutschland schreibt, muss man diese Gesellschaftsgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts bedenken. Ein Studienbuch sollte dies nicht ausblenden.

Die Wissenschaftsgeschichte unseres Faches im zwanzigsten Jahrhundert ist ein Auf und Ab der Entfaltungsmöglichkeiten gewesen. Jedes der sechs gesellschaftsgeschichtlichen Regimes hatte (und hat) eine eigene Einstellung zur Soziologie. Während die demokratischen Epochen einen Spielraum für die Wissenschaftsentwicklung eröffneten, schlossen sich die nicht-demokratischen Regimes möglichst gegen die Soziologie ab. Im Zuge des Auf und Ab blieb unsere Disziplin keineswegs dieselbe, sondern wurde in den Strudel der Zeiten hineingerissen. Die Zeitgeschichte mit ihren verschiedenen Herrschaftssystemen im zwanzigsten Jahrhundert hat ihre Spuren im soziologischen Denken hinterlassen. Gerade weil und insofern sie den Anspruch stellt, wissenschaftliche Erkenntnis zu sein, ist sie den Fährnissen der politischen Systeme ausgesetzt gewesen, die ihr mehr oder weniger – oder gar keinen – Spielraum gewährt haben.

In der Wilhelminischen Epoche wurde die neue Denkrichtung weithin belächelt als Modeerscheinung. Man wusste nicht recht, was sie erforschte. Sie reichte von der Gesellschaftsbiologie, die sich mit Rassenhygiene befasste, bis zu den begrifflichen Höhenflügen in Georg Simmels *Soziologie – Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (erschienen 1908)³ und Max Webers *Wirtschaft und Gesellschaft*

3 Georg Simmel, *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Leipzig: Duncker und Humblot 1908.

(erschieden posthum 1922).⁴ Die Referate und Diskussionen anlässlich des Ersten Deutschen Soziologentages 1910⁵ ließen Weber an der Zukunft des Faches fast verzweifeln. Der Erste Weltkrieg brachte jedenfalls keine Verbesserung der unbefriedigenden Situation. Die Brennpunkte des gesellschaftlichen Lebens waren allerdings für einige Jahre der Krieg und die Not bei Kriegsende. In der Wilhelminischen Zeit entstanden trotz allem das Oeuvre Simmels, Webers und auch Émile Durkheims, des Zeitgenossen in Frankreich. Ihre Theorien gingen der bemerkenswerten institutionellen Einrichtung des Faches nach dem Ersten Weltkrieg voraus.

In der Weimarer Republik war die Soziologie ein Günstling des demokratischen Staates, dessen tatkräftiger Preußischer Kultusminister Carl Heinrich Becker die Gründung von insgesamt zwölf Lehrstühlen teilweise gegen den Widerstand der Universitäten erreichte. Die vorherrschenden Werke waren in dieser Zeit sozialphilosophische Traktate, die ein schematisches Wissen über die Gebilde der Gesellschaft verkündeten, anstatt sich der turbulenten Gegenwart zuzuwenden. Zwar gab es Arbeiten etwa über die soziale Schichtung des deutschen Volkes⁶ oder die neue Klasse der Angestellten⁷, aber sie wurden wenig beachtet. Karl Mannheims Wissenssoziologie, die sich mit den Richtungskämpfen der zeitgenössischen Ideologien befasste, wurde zu einem Eklat anlässlich des Sechsten Soziologentages 1928.⁸ Allemaal ist René König zuzustimmen⁹: Das Ende der Weimarer Soziologie kam nicht wegen der etwaig verebbenden Debatten, sondern aufgrund der Zerstörung der akademischen Freiheit durch den Nationalsozialismus.

Eine Soziologie, in deutscher Sprache geschrieben und in Deutschland gelehrt, gab es während der zwölf Jahre Nationalsozialismus nicht mehr. Ohne Lehr- und Forschungsfreiheit waren die wenigen Soziologen, die nicht mundtot gemacht oder ins Exil vertrieben waren, der staatlich dekretierten so genannten „Volkssociologie“ ausgeliefert. Manche, die nun einen Lehrstuhl besetzten, waren durchaus bereit, dem verbrecherischen Regime zu dienen. Das wissenschaftliche Denken gab es nur

- 4 Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der Sozialökonomik*, herausgegeben von Marianne Weber, Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1922.
- 5 Deutsche Gesellschaft für Soziologie, *Verhandlungen des Ersten Deutschen Soziologentages vom 19.–22. Oktober 1910 in Frankfurt a. M.* Reden und Vorträge, Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1911.
- 6 Theodor Geiger, *Die soziale Schichtung des deutschen Volkes. Soziographischer Versuch auf statistischer Grundlage*, Stuttgart: Enke 1932.
- 7 Siegfried Kracauer, *Die Angestellten – aus dem neuesten Deutschland*, Frankfurt: Frankfurter Societäts-Druckerei Abt. Buchverlag 1930; *Die Angestellten*, Kracauer-Gesamtausgabe, Band 1 (zusammen mit *Soziologie als Wissenschaft; Der Detektivroman*) Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1971. Siehe auch Hans Speier, *Die Angestellten vor dem Nationalsozialismus. Ein Beitrag zum Verständnis der deutschen Sozialstruktur 1918–1933*, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1977 (Erstveröffentlichung).
- 8 Karl Mannheim, *Ideologie und Utopie*, Bonn: Cohen 1929; Deutsche Gesellschaft für Soziologie, *Verhandlungen des Sechsten Deutschen Soziologentages in Zürich 1928*, Tübingen: J. C. B. Mohr 1929; dort die Diskussion des Vortrags (über Konkurrenz im Geistigen) pp. 84–115 und das Schlusswort Mannheims pp. 119–124.
- 9 René König, Vom vermeintlichen Ende der deutschen Soziologie vor der Machtergreifung des Nationalsozialismus, in: König, *Soziologie in Deutschland. Begründer/Verächter/Verfechter*, München: Hanser 1987, pp. 343–387.

noch im Ausland – in England, den Vereinigten Staaten, Dänemark, der Türkei, um einige Länder zu nennen – und oftmals auf Englisch, Dänisch etc.

Dies musste sich bei Kriegsende radikal ändern. Mit der Kapitulation im Zweiten Weltkrieg war das Niemandsland nach dem Nationalsozialismus offensichtlich. Die westlichen Alliierten waren entschlossen, gerade die Soziologie, eine Wissenschaft zum Verständnis der demokratischen Strukturen und einer modernen Gesellschaft, zu fordern und zu fördern. Ohne den „amerikanischen Import“, wie Erwin Scheuch es später nannte¹⁰, wäre unser Fach wohl nicht bereits im ersten Jahr der Nachkriegszeit mit einem beispielhaften Elan wieder belebt worden. Der Neuanfang nach dem Krieg, der Wiederaufbau durch das Besatzungsregime, war wie eine Wiedergeburt – ohne Vorbild, einzigartig in der Geschichte der internationalen Beziehungen. Die enormen Fortschritte der USA bei den Forschungsmethoden und in der Theorie seit den dreißiger Jahren wurden durch die Programme des „Cultural Exchange“ nach Europa gebracht.¹¹

In den fünfziger Jahren änderte sich dies noch einmal grundlegend. Erst jetzt war der Aufbruch vollkommen. Der Neuanfang wurde nun zum rasanten Aufschwung, und es folgte ein Jahrzehnt der Blüte der Forschung und der Lehre. Dieses Jahrzehnt war vielleicht der Höhepunkt der deutschen Soziologiegeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts, mit Nachwirkungen bis heute. Diese langfristigen Weichenstellungen mögen in den sechziger Jahren aus dem Blickfeld geraten sein. Aber die frühe Nachkriegszeit verdient, dass man sich heute an sie erinnert. Allerdings war ein gravierender Mangel, dass Webers Werk damals noch nicht wieder gewürdigt wurde.

Die sechziger Jahre knüpften keineswegs an die fünfziger Jahre an. Der Bruch zwischen den ersten Nachkriegserfolgen und den Aufrufen zu einem kritischen Bewusstsein anlässlich der Studentenproteste, Theoriedebatten und Universitätsreformen war unübersehbar. Die Soziologie wurde in einen Sturm hineingerissen, den sie zunächst unwillkürlich entfesselt hatte. Die Kritische Theorie war auf die Proteste nicht vorbereitet, wofür sie gesellschaftsweit dennoch als Anstifter galt. Ebenso wenig waren die Soziologen der Bundesrepublik darauf vorbereitet, dass ausgerechnet die wenigen Amerikaner beim Soziologentag in Heidelberg 1964 den Rückweg zur verkadäquaten Rezeption des Werkes Webers ebneten. Man weiß heute, dass darin die Zukunft unserer Wissenschaft vorgezeichnet lag. Während die dramatischen Reden mancher Fachvertreter öffentlich stark beachtet wurden, waren die Diskussionen, die die Rückkehr des Weber'schen Denkens einleiteten, langfristig einflussreicher und intellektuell folgenreicher. Die künftige Entwicklung des Faches entstand nur scheinbar in den Richtungskämpfen des Frankfurter Soziologentages 1968.

10 Erwin Scheuch, Von der deutschen Soziologie zur Soziologie in der Bundesrepublik, *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, vol. 15, 1990, pp. 30–50. Siehe dazu unten Studie IV.

11 Dazu siehe: Alexia Arnold, „...evidence of progress“. Die UNESCO-Institute für Sozialwissenschaften, Pädagogik und Jugend, in: Hans Braun, Uta Gerhardt, Everhard Holtmann (Hrsg.), *Die lange Stunde Null. Gelenkter sozialer Wandel in Westdeutschland nach 1945*, Baden-Baden: Nomos 2007, pp. 251–290; Uta Gerhardt, Die Wiederanfänge der Soziologie nach 1945 und die Besatzungsherrschaft in Westdeutschland. Zu Kontinuität und Diskontinuität im Kontext der Nachkriegszeit, in: Gerhardt, *Denken der Demokratie: Die Soziologie im atlantischen Transfer des Besatzungsregimes. Vier Abhandlungen*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2007, pp. 99–165.

Die siebziger und achtziger Jahre vollendeten im wesentlichen, was die sechziger Jahre angestoßen hatten. Der Marxismus, der zeitweise eine regelrechte Mode war, wurde zur Doktrin, was zur Klärung der Probleme der Gegenwart indessen wenig beitrug. Die Nachwirkungen der Studentenbewegung verblassten erst mit der Zeit. Die Wiederkehr des Positivismus – nun unter dem Namen *Rational Choice* – war allerdings nicht aufzuhalten. Der Siegeszug des positivistischen Modelldenkens, das in den sechziger Jahren neu belebt und seit den siebziger Jahren weithin fraglos wurde, lässt sich heute nicht mehr leugnen.

Die eigentliche Herausforderung waren dann die neunziger Jahre. Die Soziologie wurde nun Zeitzeuge eines Jahrhundertereignisses: Die Gesellschaft Deutschlands musste die zwei gegensätzlichen Systeme durch Fusion zu einem tragfähigen Ganzen vereinen. Weder Deutschland noch die Deutschen waren auf diese Herausforderung vorbereitet. Der Bruch ging durch alle Institutionen. Die Soziologie versuchte tapfer, durch Thesen und Theoreme den Zusammenbruch der DDR zu erklären, und durch Forschung, die finanziell gut abgesichert war, den sozialen Wandel nach der Wiedervereinigung zu dokumentieren. Die Herausforderung hätte größer nicht sein können. Die Ergebnisse, wie sie die sechste Studie darlegt, werden in diesem Buch erstmals bilanziert.

Wenn man die Geschichte der Soziologie im zwanzigsten Jahrhundert schreibt, muss man sich diese doppelte Sachlage vergegenwärtigen. Gesellschaftlich hat es sechs verschiedene Regimes bei vier Typen der legitimen Herrschaft (nach Weber) gegeben. Die Soziologie war nicht ein Teil *der* deutschen Gesellschaft oder Geschichte, denn es waren sechs verschiedene Regimes. Die Soziologie, sofern sie überhaupt möglich war, hatte ein je anderes Gesicht in jeder Epoche. Es war je eine eigene Welt mit ihren charakteristischen Problemzonen und ihrem eigenen Profil, und man muss den Kontext in den verschiedenen Regimes und ihrer Zeit sehen.

Obwohl jedes Regime anders war, ist die Soziologie als Wissenschaft unbedingt auf die Demokratie angewiesen. Das Kaiserreich bot ihr Entwicklungsmöglichkeiten eben nur in den Arbeiten einzelner Gelehrter, nicht auch als institutionalisierte Fachdisziplin an den Universitäten. Im Nationalsozialismus gab es überhaupt keine Existenzgrundlage für sie, obwohl an den Universitäten sogar Lehrstühle eingerichtet wurden, die diesen Titel trugen, etwa eine Professur für Kriegsoziologie am Philosophischen Seminar der Berliner Universität.¹² Ihren Höhepunkt als wieder mögliche Wissenschaft erlebte sie in der frühen Bundesrepublik. Die Forschung und die Verankerung an den Universitäten nahmen nun einen ungeahnten Aufschwung. Obwohl in dieser Zeit das Denken Webers noch nicht wieder werkgetreu gewürdigt wurde, war die Nachkriegszeit eine Ära des Aufbruchs und ein Nachholen im großen Stil.

Brüche und Neuanfänge gab es indessen mehrfach. Allemal 1918/1919 und nach 1945 wurde gesellschaftlich und auch für die Soziologie eine Weiche gestellt. Auch in den sechziger Jahren war ein Bruch mit dem Vorigen für viele Zeitgenossen fraglos. Die Tradition sollte überwunden werden, allerdings um zu Marx, dem

12 Dazu: Volker Gerhardt, Reinhard Mehring und Jana Rindert, *Berliner Geist. Eine Geschichte der Berliner Universitätsphilosophie bis 1946*, Berlin: Akademie Verlag 1999, pp. 297–301.

Altmeister des neunzehnten Jahrhunderts, zurückzukehren. Noch einmal stand in den neunziger Jahren das Fachwissen, das die Gesellschaft erfasst, auf dem Prüfstand. Der dramatische gesellschaftliche Wandel war zu erklären oder wenigstens zu erfassen. Die historisch beispiellose Dynamik der Gegenwart war zu bearbeiten. Diesmal stand am Ende alles Vorherigen nicht die Vertreibung ins Exil, sondern – im Gegenteil – die verantwortungsvolle Aufgabe, der Öffentlichkeit die epochalen Ereignisse verständlich zu machen.

Um ihre eigentümliche Diskursgeschichte nachzuzeichnen, muss man die Gesellschaftswissenschaft in den Epochen der Gesellschaftsgeschichte schildern. Die verschiedenen Regimes einzeln stellen jedes Mal die Frage nach den Erkenntnissen. Unweigerlich steht man mitten in den hitzigen Debatten der Zeitgenossen. Ihre Grabenkämpfe und Glanzleistungen erklären dem heutigen Leser das Was und das Warum der Fachliteratur. Ein glattes Bild wäre eine Chimäre. Die Diskontinuitäten sind spannend, und die Bruchlinien und die Anschlussstellen sind ein lohnendes Sujet.

SOZIOLOGIE IM ZWANZIGSTEN JAHRHUNDERT schildert die Diskursgeschichte in sechs Studien.

Die erste befasst sich mit der Entstehung der Simmel-Weber'schen Theorie als Antwort auf die Kritik Diltheys an der Soziologie Comtes und Spencers. Für das Verständnis ist wichtig, dass vor allem Spencer der Vater des Sozialdarwinismus war. Diese Ideologie wurde dann im Nationalsozialismus – per Rassenhygiene – zum Dogma der Volkssoziologie. Für die Rettung der modernen Soziologie, wie sie Weber begründete, vor dem Diktat des Nazistaates sorgte Talcott Parsons, der Amerikaner, der in Heidelberg promoviert hatte. Der Abschied vom Sozialdarwinismus, was den Welterfolg der Weber'schen Theorie erst möglich machte, fand schließlich nicht in Deutschland statt, sondern den anderen Ländern, wo entweder die vertriebenen Wissenschaftler eine Zuflucht oder die vertriebenen Wissenschaften eine Heimstatt fanden.

Die zweite Studie befasst sich mit den zwölf Jahren des vermeintlich Tausendjährigen Reiches. Als es in Deutschland kein modernes Denken mehr gab, war die deutsche Soziologie anderswo lebendig. Die amerikanische Literatur analysierte den Faschismus und den sowjetischen Kommunismus schon in den dreißiger Jahren. Bis heute ist diese Diskussion wichtig. Federführend war sicherlich Parsons' zweipoliges Paradigma der Struktur(en) des sozialen Handelns. Darin verbarg sich das Weber'sche Konzept der charismatischen Herrschaft – ein Konzept, das in jüngeren Arbeiten werkgetreu wieder rezipiert worden ist. Seit den achtziger Jahren hat die Diskussion über den Nationalsozialismus wieder die herrschaftssoziologische Perspektive eingenommen. Die Studie zeigt, wie das Parsons'sche Verständnis des Charisma weiter reichte als die jüngeren Debatten. Aber ein nochmaliger Blick auf Weber eröffnet noch weitere Einsichten. Der Begriff der Avantgarde kann einen Aspekt des Weber'schen Konzepts freilegen, der nunmehr den Vergleich zwischen dem Naziregime und dem Sozialismus unter soziologischem Vorzeichen erlaubt. Die zweite Studie zeigt, wie hochmodern die Herrschaftssoziologie Webers war und ist.

Die dritte Studie wendet sich dem Wiederbeginn nach Kriegsende zu. Nun hatte unsere Wissenschaft wieder eine Chance. Aber es gab zunächst kaum noch Sozio-

logen in Deutschland. Das moderne Denken musste erst wieder heimisch werden. Die Studie macht einen Soziologen der Harvard-Universität zur Schlüsselperson. Edward Y. Hartshorne hatte während der dreißiger und frühen vierziger Jahre subtile Analysen Nazideutschlands vorgelegt. Unter anderem erklärte er das Charisma als die psychologische Grundlage des faschistischen Führerkults. Hartshorne war Universitätsoffizier der amerikanischen Besatzungszone und ermöglichte die Wiedergründung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und den Wiederbeginn der Soziologentage nur ein Jahr nach Kriegsende. Am Beispiel von Hartshorne wird deutlich, wie der segensreiche „amerikanische Import“ der Nachkriegszeit zur Rückkehr des wissenschaftlichen Selbstverständnisses beitrug.

Aber der „amerikanische Import“ war mehr als die Rückbesinnung der ersten Nachkriegsjahre. In den fast fünfzehn Jahren, während Deutschland intellektuell von der Welt abgeschnitten war, hatte es entscheidende Fortschritte in den USA gegeben. Durch die Entdeckung der Repräsentativität von Daten aus einer Zufallsstichprobe war die Surveyforschung entstanden. Durch eine Fusion zwischen der Persönlichkeitsforschung und der Kritischen Theorie war der Autoritarismus des faschistischen und der Liberalismus des demokratischen Sozialcharakters in einer empirischen Großstudie nachgewiesen worden. Die Wiederanfänge in der Bundesrepublik bauten auf diesen Erkenntnissen auf, zumal das Frankfurter Institut für Sozialforschung nun wieder ein Brennpunkt der zeitgenössischen Diskussion war. Andernorts ging man allerdings andere Wege: In der Sozialforschungsstelle an der Universität Dortmund wurde immer noch die Sozialstatistik der vierziger Jahre verwendet, aber in dem einflussreichen DIVO-Institut für Markt- und Meinungsforschung, das (obwohl universitätsnah) kommerziell ausgerichtet war, wurde eine bis heute vorbildliche Surveyforschung verwendet. Die Studie IV *Der Neubeginn der empirischen Sozialforschung und die Soziologie der frühen Bundesrepublik* macht diese Szenarien der fünfziger Jahre wieder lebendig.

Die nächste Studie schließt zeitlich an und behandelt doch ein ganz anderes Thema. Einen Vorgeschmack der turbulenten sechziger Jahre gaben gesellschaftskritische Traktate wie Ralf Dahrendorfs seit 1958 in zwanzig Auflagen erschienener *Homo Sociologicus*. Einen langen Schatten warfen die Auseinandersetzungen um den Positivismus. Heute wissen wir: Eigentlich war der so genannte Positivismusstreit, der die Gemüter bis 1969 bewegte¹³, ein sozialphilosophisches Scheingefecht zur Abwehr der Parsons'schen Systemtheorie. Paradoxe Weise war es gerade Parsons, der anlässlich des Heidelberger Soziologentages die werkgetreue Rezeption Webers gegen den Widerstand der Kritischen Theorie verteidigte, wodurch letztlich die Max-Weber-Gesamtausgabe angeregt wurde, die zwei Jahrzehnte später zu erscheinen begann. Die sechziger Jahre waren jedenfalls ein Jahrzehnt der Kontroversen. Vieles, was später verblasste, stand lautstark im Vordergrund, aber manches, was heute selbstverständlich ist, kam erst in Gang. Trotz allem war es eine Art Achsenzeit der Selbstvergewisserung der Bundesrepublik.

13 Theodor W. Adorno, Hans Albert, Ralf Dahrendorf, Jürgen Habermas, Harald Pilot, Karl R. Popper, *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*, Neuwied: Luchterhand 1969.

Die sechste Studie macht einen großen Sprung und landet in den neunziger Jahren. Westdeutschland, vierzig Jahre fraglos, gab es von heute auf morgen nicht mehr. Die Gesellschaft nach der Wiedervereinigung war erst im Entstehen. Man konnte den Zusammenbruch der DDR erklären und die Vorboten der Modernität in der Lebensführung der ehemaligen DDR-Bürger nachträglich herausarbeiten. Man konnte den Umbruch dokumentieren und seine Ungerechtigkeiten anprangern. Man übte manchmal soviel Fairness gegenüber den „Neuen Ländern“, dass die Analyse unwillkürlich eine Apotheose des gescheiterten Sozialismus wurde. Die Anstrengungen der Forschung waren enorm. Die Bemühungen der Theorie waren demgegenüber eher bescheiden: Wie war das dramatische Geschehen begrifflich zu denken? Erschwerend kam hinzu, dass der gesamte Ostblock in wenigen Jahren zusammenbrach. Die Politik erhoffte sich von der Soziologie Anregungen für vernünftige Maßnahmenprogramme. Aber trotz ihrer tapferen Leistungen bei der Analyse der so genannten Wende war unsere Disziplin letztlich überfordert. Als „das Licht der großen Kulturprobleme weiter zog“, um mit Max Webers schöner Formulierung zu sprechen¹⁴, suchte man sich in Deutschland andere Problemhorizonte, um sie bevorzugt zu untersuchen – etwa die Globalisierung der Märkte oder die Natur im gesellschaftlichen Bewusstsein.

Die sechs Studien behandeln diese Disziplingeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts. Sie behaupten keine einheitliche Gesellschaft und sehen keine gradlinige Entfaltung eines fachwissenschaftlichen Programms. Sie berücksichtigen die Brüche und die Neuanfänge, und sie tun noch etwas anderes: Sie setzen Schlaglichter, anstatt alles in demselben milden oder grellen Licht zu zeigen. Sie setzen Schwerpunkte, anstatt lediglich den Fluss der Rede und Gegenrede zu rekonstruieren. Sie wählen aus, anstatt nur die Vielfalt der Ansätze neben- oder nacheinander abzubilden.

Welche Gesichtspunkte waren ausschlaggebend für die Themenwahl? Welche Logik steht hinter den sechs Studien? Welche Argumentationslinie hat meine Darstellung?

Zur Themenwahl gehört eine dahinter stehende These. Welche Schwerpunkte und welche Schlaglichter gesetzt werden, ist nicht zufällig. Die sechs Studien befassen sich mit Debatten, die um den Tatbestand kreisen, dass die Demokratie die beste Gesellschaftsform ist, die es in Deutschland jemals gegeben hat. Die Demokratie war und ist in der deutschen Soziologie des zwanzigsten Jahrhunderts ein wichtiges Anliegen. Im hier vorgelegten Buch spielen die Theorien und die Theoretiker, die dies bezeugen, eine Hauptrolle. Die Gegner des Rechtsstaats und der Wohlfahrtsgesellschaft spielen demgegenüber allenfalls eine Nebenrolle. Die sechs Studien suchen ihre Themen in jenen Szenarien, wo die Demokratie direkt oder indirekt zur Debatte stand und steht.

Die Logik hinter den Themenstellungen war bei Simmel und Weber, dass die Soziologie, die sie entwarfen, das Moderne erfassen und etwas Neues gegenüber dem Vorherigen sein sollte – und dies war auch so. Das Neue hatte im Laufe des

14 Die Textstelle: Max Weber, Die „Objektivität“ der sozialwissenschaftlichen und sozialpolitischen Erkenntnis, *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, herausgegeben von Johannes Winckelmann, 3. Auflage, Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1968, p. 214.

Jahrhunderts allerdings eine eigene Dynamik. Man kann in drei Hinsichten davon sprechen, dass die Soziologie ein Denken des Neuen schuf oder ein solches Denken sein wollte.

Etwas Neues schaffen wollten allemal die Klassiker der vorigen Jahrhundertwende. Der Elan, etwas Neues anzustoßen, erfüllte auch wieder die sechziger Jahre. Es sollte ein Jahrzehnt der Kritik sein, wodurch ein gesellschaftliches Bewusstsein entstehen sollte, das die Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse ermöglichte. Letztlich wurde schließlich allerdings nur der altehrwürdige Marx, wiewohl in einer neuen Terminologie, wieder entdeckt. Eine erneuerte Gesellschaft entstand indessen immerhin 1945 und noch einmal 1989/1990, und die Soziologie mühte sich, den sozialen Wandel mitzumachen und zu begreifen. Nach zwölf Jahren *tabula rasa* nach 1945 schuf der „amerikanische Import“ der Nachkriegszeit wahrlich ein Neuland, das man betreten konnte. Nach der so genannten Wende suchten die Deutschen ihren Weg durch den Dschungel der Probleme dann allein, und sie mussten sich das Neuland selbst schaffen bzw. die neuen Erkenntnisse ohne Hilfe von außen aneignen. Immerhin hat unsere Fachdisziplin in ihrem begrifflichen Bezugsrahmen jeweils die entstehenden Untersuchungsfelder entschlossen bearbeitet und die Aufgaben tapfer gemeistert.

Die sechs Studien haben ihre Schwerpunkte dort, wo etwas Neues entstand, also entweder neue gesellschaftliche Entwicklungen stattfanden und untersucht werden mussten oder ein neuer begrifflicher Ansatz notwendig wurde, der erst eine angemessene Analyse der Phänomene ermöglichte. Die sechs Studien sind so angelegt, dass sie diese Mission des jeweils Neuen würdigen – oder gelegentlich mit guten Gründen bezweifeln.

Für den Nationalsozialismus lässt sich in diesem Zusammenhang sagen: Die herrschaftssoziologische Perspektive, eine teilweise neue Sichtweise, schlägt eine Brücke zur historischen Forschung und erlaubt, die zeitgeschichtlichen Erkenntnisse und die Weber-Parsons'schen Begriffe zu verbinden. Die zweite Studie macht dies deutlich. Sie dokumentiert, wie bahnbrechend das Konzept der charismatischen Herrschaft war.

Für die sechziger Jahre kann man sagen: Bisher gibt es noch keine systematische Untersuchung unter einem Weber-Parsons'schen Gesichtswinkel. Dieses turbulente Jahrzehnt ist ein lohnendes Sujet. Die Analyse legt nahe: Die antidemokratischen Tendenzen der Protestbewegungen waren eine Übergangserscheinung beim Wechsel von der christdemokratischen Vorherrschaft zur sozialliberalen Koalition in den drei Jahren der „Großen Koalition“ 1966–1969; Bundeskanzler Willy Brandts Ankündigung in seiner Regierungserklärung 1969, die sozialliberale Koalition wolle „mehr Demokratie wagen“, war ein Wendepunkt der Gesellschaftsgeschichte. Die fünfte Studie geht der Frage nach, die bisher nirgends gestellt worden ist, inwiefern die Gesellschaftskritik und die gesellschaftlichen Veränderungen damals überhaupt miteinander verbunden waren.

Zwei Zeitspannen behandelt dieses Buch nur am Rande. Die Weimarer Republik taucht nur an den Stellen auf, wo der Sozialdarwinismus dokumentiert wird. In der ersten und zweiten Studie werden Arbeiten der zwanziger und beginnenden dreißiger Jahre geschildert, wie sie den Nationalsozialismus vorbereiten halfen.

Aber eine eigene Studie über die Weimarer Zeit wird nicht vorgelegt. In dieser gesellschaftsgeschichtlichen Epoche geschah wenig Neues in der Soziologie Deutschlands.

Die siebziger und achtziger Jahre werden ebenfalls im wesentlichen ausgeblendet. Sie waren ein nachträglicher Nebenschauplatz der sechziger Jahre, und sie waren in vielerlei Hinsicht die Vorgeschichte der neunziger Jahre. Eine eigene Studie ist diesen zwei Jahrzehnten nicht gewidmet. Sie hatten kein eigenes Profil, obwohl in dieser Zeit viele Überlegungen diskutiert wurden, die dann in den neunziger Jahren gebraucht wurden, als die gesellschaftlichen Veränderungen zu untersuchen waren.

Die neunziger Jahre, wie sie die sechste Studie betrachtet, waren der Neuanfang der Gesellschaft, der begrifflich mit den Arsenalen der achtziger Jahre bearbeitet wurde. Erst jetzt zeigten sich an den bestehenden Theoremen doch neue Seiten. Würde man den siebziger und achtziger Jahren eine eigene Studie widmen, müsste man sie als das Ende der vierzigjährigen Epoche nach dem Neubeginn nach 1945 darstellen. Aber sie waren zugleich der Auftakt der neunziger Jahre. Die spannende Frage, wie die vorausgehenden Arbeiten ab 1989/1990 in die Debatten eingingen, stellt sich die sechste Studie.

Zur Argumentationslinie: Obwohl mein Buch viele Dispute rekonstruiert, hat es eine eigene, durchgehende These. Obwohl die Zäsuren der Gesellschaftsgeschichte und die Brüche der Denkansätze geschildert werden, gibt es ein festes Band über die sechs Studien hinweg. Obwohl ich den Mäandern der Literatur folge, habe ich eine durchgängige Erkenntnisabsicht.

Die Devise ist nicht, alle Ansätze verdienten gleichviel Beachtung. Unsere Wissenschaft ist keineswegs in Forschung und Lehre, Theorie und Methoden überall immer angemessen vertreten worden, wie dies zuweilen behauptet wird. Die Soziologie (im zwanzigsten Jahrhundert, in Deutschland) ist nicht zufrieden stellend zu schildern, wenn man sie in angeblich gleichberechtigte Arbeiten auffächert. Will man sie schildern, „wie sie eigentlich gewesen“ – mit dem geflügelten Wort gesprochen, das Leopold von Ranke einst der Historie ans Herz legte, damit sie Universalgeschichte sei¹⁵ –, muss man bedenken, dass ein begrifflicher Bezugsrahmen und eine erkennbare These notwendig sind.

Der Bezugsrahmen ist die methodologische Begründung der modernen Soziologie, wie sie um die vorige Jahrhundertwende entstand. Den Begriff Methodologie hat erst in den dreißiger Jahren Parsons verwendet, als er in seinem ersten Hauptwerk *The Structure of Social Action*¹⁶ das Weber'sche Erbe auf die philosophische

15 Leopold von Ranke, *Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514*. 2. Auflage, *Sämtliche Werke*. Dritte Gesamtausgabe. Dreiunddreißigster und vierunddreißigster Band. Leipzig: Verlag von Duncker und Humblot 1874, p. VII (Vorrede der ersten Ausgabe, October 1824). Siehe auch: Uta Gerhardt, Einführungssessay: Plädoyer für begrifflich begründete Studien zu Kultur und Gesellschaft, in: Gerhardt (Hrsg.), *Zeitperspektiven. Studien zu Kultur und Gesellschaft. Beiträge aus der Geschichte, Soziologie, Philosophie und Literaturwissenschaft*, Stuttgart: Steiner 2003, pp. 7–45.

16 Talcott Parsons, *The Structure of Social Action. A Study in Social Theory With Special Reference to a Group of Recent European Writers*, New York: McGraw Hill 1937.

Wissenschaftstheorie festlegte und dadurch einen klaren analytischen Bezugsrahmen einforderte. Die Philosophie, um die es ging, enthielt Alfred North Whiteheads Vorlesungszyklus *Science and the Modern World*.¹⁷ Die analytische Perspektive war der Angelpunkt der Wissenschaft. Die Aussage war: Nur die begriffliche Perspektive kann die Forschung leiten, denn nur mittels begrifflicher Schemata wird die Wirklichkeit erkannt. Wer dies missachte, gehe in eine Falle. Der Fehler, so Whitehead, wenn man die beobachteten Dinge eo ipso für wahr halte, sei der berühmt-berüchtigte *Irrtum der verfehlten Konkretheit* (*fallacy of misplaced concreteness*). Allein durch konsequent methodisches Vorgehen, so forderte Whitehead und unterstrich Parsons, kann man die Phänomene wirklichkeitsgetreu erfassen und wahrheitsgemäß deuten. Nur unter einer begrifflichen Perspektive in einem analytischen Bezugsrahmen erschließt sich die Welt. Der Relativismus, also die Gleichsetzung aller möglichen unterschiedlichen Zugänge und Materialien, helfe angesichts dieser Sachlage nicht weiter. Wer alles aufzeichne, was er vorfinde, habe noch längst nichts Brauchbares in der Hand, um ein wissenschaftlich angemessenes Ergebnis seiner Analysen zu erreichen.

Dieser Gedanke, wie ihn Parsons zum Programm machte, war indessen nicht neu. Max Weber hatte in den Abhandlungen, die posthum als *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre* erschienen¹⁸, diese Festlegung bereits vorweggenommen. Weber hatte zu Beginn des Jahrhunderts erkannt, dass die „Objektivität“ (in Anführungszeichen) der sozialwissenschaftlichen und der sozialpolitischen Erkenntnis an der intellektuellen Redlichkeit des Forschers bzw. Wissenschaftlers hängt.¹⁹ Es gibt keine Objektivität, so Weber, die die Wahrheit der Dinge zeitlos erfassen könnte. Bestenfalls ist eine „Objektivität“ möglich, also ein Erkennen, das immer von einem Erkenntnisinteresse ausgeht. Darin liegt, wie Weber wusste, sowohl der Reiz der Forschung über gesellschaftliche Zusammenhänge als auch die Schattenseite der sozialwissenschaftlichen Erklärungen. Weber wusste, dass man nicht irgendwelche Begriffe verwenden darf, und so erfand er die „denkende Konstruktion“²⁰ und lud jedermann ein, dafür einen besseren Namen als „Idealtypus“, wie er sie nannte, zu finden. Er war mit dem Wort nicht glücklich, aber ihm ging es um die Sache.

Den Gedanken setzte Alfred Schütz in den dreißiger Jahren fort. Ehe er in die USA flüchten musste, zeigte Schütz in seinem Hauptwerk *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt* (erschienen 1932)²¹, dass ein Begriffsgerüst unerlässlich für das Verstehen ist, vorzugsweise ein „idealtypisches“. Schütz gab dabei dem bahnbrechenden Gedanken Webers eine Wendung, die dessen Bedeutung sowohl für die

17 Alfred North Whitehead, *Science and the Modern World. Lowell Lectures*, New York: Macmillan 1925.

18 Max Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, herausgegeben von Marianne Weber, Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1922.

19 Max Weber, Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, Bd. 19 (Neue Folge, Bd. 1), 1904, pp. 22–87.

20 Siehe dazu: Kap. VII. Idealtypen durch „denkende Konstruktion“, in: Uta Gerhardt, *Idealtypus. Zur methodologischen Begründung der modernen Soziologie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2001.

21 Alfred Schütz, *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*, Wien: Julius Springer 1932.

Soziologie als auch für die Gesellschaft, die wiederum der Gegenstand der Soziologie ist, nachdrücklich unterstreicht.

Das Gerüst, das die sechs Studien zusammenhält, ist diese methodologische Begründung. Vor allem das Werk Webers ist das Drehmoment der modernen Soziologie. Es ist – nach meiner Meinung – der analytische Bezugsrahmen für das wissenschaftliche Denken unseres Faches. Webers Werk wird ergänzt und vertieft durch das Oeuvre Parsons'. Der wichtigste Vorläufer der Weber'schen Soziologie war Simmel. Ein eminenter Nachfolger – wiewohl anders als Parsons – war Schütz. Der rote Faden durch die vielen Argumentationsstränge, die das hier vorgelegte Buch nachzeichnet, ist die Begrifflichkeit, wie sie in den fast fünfzig Jahren zwischen 1890 und 1937 durch Simmel, Weber, Schütz und Parsons entstand und bis in die sechziger Jahre (für Deutschland) durch Parsons vertieft wurde.

Wenn man eine gemeinsame Linie zwischen den sechs Studien sucht, kann man sagen: Sie suchen Antworten auf zwei Fragen.

Die eine Frage: Lässt sich die begriffliche Perspektive, wie sie Weber – und ebenso Simmel, Schütz und Parsons – zum Prüfstein der Wissenschaftlichkeit machten, in den Forschungen, Lehrmeinungen und Theoremen der „Schulen“ finden, wie sie die Geschichte der Soziologie im zwanzigsten Jahrhundert in Deutschland ausmach(t)en? Die andere Frage: Wie lassen sich die Simmel-Weber-Schütz-Parsons'schen Vorgaben rezipieren, wenn über das gesellschaftliche Bewusstsein, über die Wirtschaft und die Gesellschaft, über die Strukturen der Sozialwelt und über das System des demokratischen Gemeinwesens geforscht wird?

Meine These: Bis heute hat das Weber'sche Erbe – bzw. die Konzeption der vier klassischen Autoren – noch keinen angemessenen Stellenwert. Am Ende dieses Buches steht das Desiderat, unsere Disziplin möge sich geisteswissenschaftlich verorten. Der Pfad der Tugend, so meine ich, läge in der endgültigen Überwindung des Positivismus, wie er trotz allem heute immer noch oder weithin wieder vorherrscht.

Um die Argumentation(en) der unterschiedlichen Denkströmungen bei den verschiedenen Autoren und in ihren Werken zu zeigen, reicht es nicht aus, lediglich die Aussagen allgemein wie aus der Vogelperspektive zu rekapitulieren. Bei den Denkrichtungen muss man bis zu die Autoren gehen und bei den Autoren deren Werke im einzelnen aufsuchen. Bei den Werken ist wichtig, den Argumentationsgang zu rekonstruieren und zu referieren. So kann der Leser nachvollziehen, wie der Autor seinen Beweisgang anlegt(e), und er kann sich davon überzeugen, dass die Werke, gleichgültig ob kritisch oder zustimmend behandelt, textgetreu wiedergegeben werden. Erst durch werkgenaue Argumentrekonstruktion gelingt eine geschichtliche Darstellung, wie sie hier versucht wird. Man soll erkennen, wie die These, die den inneren Zusammenhalt des Buches herstellt, sich in den Studien wiederfindet und dort die Werke betrifft, die den Kern und das Material von SOZIOLOGIE IM ZWANZIGSTEN JAHRHUNDERT bilden.

Zur Vorgeschichte gehören die zehn Jahre Vorlesungen über soziologische Theorien unter historischer Blickrichtung an der Universität Heidelberg. Dazu haben außerdem seit den achtziger Jahren meine Forschungen zu wissenschaftsgeschichtlichen Themen beigetragen. Mit Dankbarkeit erinnere ich mich an die unzähligen

Diskussionen mit Kommilitonen, Kollegen und Freunden, während dieses Buch nach und nach entstand, lange bevor es nun vorliegt. Besonders habe ich Alexia Arnold, Karl-Ludwig Ay, Jeffrey Alexander, Bernard Barber, Daniel Bell, Jörg Bergmann, Hans Braun, Rüdiger vom Bruch, Martin Diewald, Werner Gephart, Horst-Jürgen Gerigk, Ingrid Gilcher-Holtey, Alois Hahn, Robin Hartshorne, Jan-Otmar Hesse, Jochen Hörisch, Thomas Karlauf, Donald Levine, Robert Merton, Jennifer Platt, Gianfranco Poggi, Hans-Jürgen Puhle, Otthein Rammstedt, Anne Rawls, Gerhard A. Ritter, Hans-Georg Soeffner, Rudolf Stichweh, Javier Trevino, Gisela Trommsdorff, Bryan Turner, Paul Windolf und Patrick Watier zu danken. Sie haben meine Bemühungen durch ihre nachhaltigen Fragen und wichtigen Hinweise immer unterstützt. Alle Mängel des Buches, dies ist selbstverständlich, sind mir allein zuzuschreiben.

Zwei Informationen für den Leser: Die Studien sind zwar chronologisch angeordnet, aber das Argument ist in jeder Studie in sich abgeschlossen. Jede kann für sich, und sie können in beliebiger Reihenfolge gelesen werden. Die verwendete Literatur wird in jeder Studie vollständig dokumentiert. Am Schluss des Buches steht eine umfassende Bibliographie sowie ein Personen- und Institutionenregister. Im Text – von mir, der *Autorin* – wird die männliche Form verwendet, wenn von Männern *und* Frauen gesprochen wird, letztlich dabei in der Annahme, dass die Qualität des Gedankens wichtiger ist als das Geschlecht des Autors.

Der Leitsatz, unter den sich SOZIOLOGIE IM ZWANZIGSTEN JAHRHUNDERT stellt, stammt von Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Dieser Philosoph wäre vielleicht ein Soziologe gewesen oder geworden, hätte seine Zeit nicht vor dem – dreimaligen – Ursprung der Soziologie aus der Philosophie gelegen.

I. DER LANGE ABSCHIED VOM SOZIALDARWINISMUS UND DIE ANFÄNGE DER MODERNEN SOZIOLOGIE

Zur Theoriegeschichte bis in die dreißiger Jahre

EINLEITUNG

Als der Philosoph und Soziologe Herbert Spencer in den frühen 1890er Jahren eine Neuausgabe seines Werkes *The Principles of Ethics* (ursprünglich 1879) vorbereitete, schrieb er ein neues Vorwort. Dort kam er auf die darwinistische Evolutionslehre zu sprechen. Die Lehre von der Selektion in der Natur war dargelegt in Charles Darwins 1859 erschienenem ersten Hauptwerk *On the Origin of Species by Means of Natural Selection, or the Preservation of Favoured Races in the Struggle for Life*, dem Werk, das zu einer Revolution des wissenschaftlichen Weltbildes geführt hatte. Spencer behauptete nun, dass „die Lehre von der organischen Evolution sowie ihre Anwendung auf den Charakter und die Intelligenz des Menschen und dementsprechend die Gesellschaft bereits vor Darwins *Die Entstehung der Arten* entstanden ist“.¹ Er behauptete sogar, dass nicht Darwin, sondern er selbst, Spencer, der Soziologe, die darwinistischen Prinzipien „Kampf ums Dasein“ (*struggle for existence*) und „Überleben des Stärkeren“ (*survival of the fittest*) ursprünglich entwickelt habe. Er beschwerte sich allerdings nicht, dass Darwin seine, Spencers, Lehren übernommen habe. Sondern er ließ sich vernehmen: „Natürlich erfüllt es mich mit Befriedigung, wenn ich sehe, wie meine Ideen, die im Jahr 1850 auf taube Ohren fielen, nunmehr überall verbreitet sind“.²

Clou der Geschichte ist, dass Spencer recht hatte. Man muss rekonstruieren, was im neunzehnten Jahrhundert als soziologisches Denken entstand und erst wieder rückgängig gemacht werden musste, ehe die moderne Soziologie ab den 1890er Jahren sich entwickeln konnte. Die Soziologie, wie sie an den Universitäten Europas und auch der USA etwa seit den 1880er Jahren gelehrt wurde, war eine Evolutionslehre der natürlichen Selektion. Es wurden gesellschaftliche Gesetze postuliert, die den Kulturfortschritt erklären sollten. Dieses soziologische Denken berief sich auf Darwins Ideen, um zu fordern, dass in der Moderne eine absolute Freiheit des Stärkeren herrschen müsse. Tatsächlich waren Spencers in den 1850er Jahren vorgetragene Theoreme, die die sozialdarwinistische Lehre enthielten, bis zur Jahr-

- 1 Herbert Spencer, *The Principles of Ethics*, Vol. I (ursprünglich 1879), Neudruck der Neuauflage von 1892, in der Ausgabe von 1904, Osnabrück: Otto Zeller 1966, p. vii; dort auch die nächste Zitatstelle. Im Original: „[T]he doctrine of organic evolution in its application to human character and intelligence, and, by implication, to society, is of earlier date than *The Origin of Species*.“ Alle im Text verwendeten Zitate aus dem Englischen werden in meiner eigenen Übersetzung wiedergegeben; der Originalwortlaut wird in einer Anmerkung dokumentiert.
- 2 Im Original: „Of course it yields me no small satisfaction to find that those ideas which fell dead in 1850, have now become generally diffused.“

hundertwende und noch lange danach vorherrschend in der Soziologie in Deutschland. Weltweit wurde diese Lehre in den meisten Ländern, in denen es dieses Fach damals überhaupt gab, als die Wahrheit über die gesellschaftliche Ordnung und den geschichtlichen Fortschritt angesehen.

Dass nicht Darwin, sondern der Journalist und Autodidakt Spencer, der in seiner Zeit ein angesehenener Autor philosophischer und soziologischer Werke war, die Denkfiguren des „Kampfs ums Dasein“ und des „Rechts des Stärkeren“ erfand, ist in der Wissenschaftsgeschichte heute fast vergessen. Dass Spencer in seinem erstmals 1851 erschienenen Werk *Social Statics; or the Conditions of Human Happiness Specified, and the First of Them Developed* die Selektionslehre begründete, die eine zentrale Funktion in Darwins Erklärung der Entstehung der Arten hatte, prägte die Theoriegeschichte der Soziologie. Ab den 1870er und 1880er Jahren galten Spencers Lehren in den angelsächsischen Ländern, und in den 1890er Jahren wurden sie in Deutschland zum wissenschaftlichen Wissen, das an den Universitäten gelehrt wurde. Bis weit ins zwanzigste Jahrhundert hinein war die These anerkannt, dass die Bevölkerungsentwicklung, die Kultur und die Intelligenz, die bei einer Rasse oder einem Volk festzustellen waren, als Tatsachen der Naturgeschichte der Menschheit anzusehen wären. Daraus entstand ab den 1890er Jahren ein Programm der Höherentwicklung der Rasse. Dieses gesellschaftspolitische Denken, das bis in die 1930er/1940er Jahre seinen Einfluss geltend machte, gab sich als Soziologie aus, die eine geschichtliche Mission zu erfüllen hätte.

Es bedurfte zunächst des zögerlichen und später des deutlichen Zweifels Georg Simmels an der Evolutionslehre und dem Selektionstheorem, um die allerersten Anfänge der modernen Soziologie zu setzen. Es bedurfte der heroischen Abkehr von den scheinbar längst bewiesenen Lehrensätzen der damals zeitgenössischen Sozialwissenschaften bei Max Weber, ehe die moderne Soziologie entstehen konnte, wie sie heute weltweit selbstverständlich ist. Und es bedurfte schließlich der getreuen Aufarbeitung von vier aus Europa stammenden Theorien durch Talcott Parsons in den 1930er Jahren, um die Soziologie endgültig – bzw. erst einmal bis in die 1960er Jahre – aus den Fängen des Spencer'schen Utilitarismus und Positivismus zu befreien. Erst Parsons' Widerlegung von allem, was im Geiste des Sozialdarwinismus gesagt war, brach die Brücken zur Evolutionslehre ab. Dies geschah in den dreißiger Jahren, als der Nationalsozialismus die Auswirkungen des Sozialdarwinismus längst den Zeitgenossen vor Augen führte. Erst die Überwindung solcher Irrungen machte den Weg frei für das moderne soziologische Denken.

Man muss diese Geschichte nacherzählen. Man muss die verschlungenen Wege vom sozialdarwinistischen bis zum methodologisch begründeten Denken noch einmal gehen. Man muss im Auge behalten, dass die schwierigen Anfänge der modernen Soziologie eben zugleich den langen Abschied von der sozialdarwinistischen Lehre mit sich brachten.

Meine Rekonstruktion dieses Anfangs, der ein langer Abschied war, hat vier Teile. Der erste rekapituliert Spencers Soziologie und ihren Niederschlag im Sozialdarwinismus mit Schwerpunkt USA. Es wird herausgearbeitet, dass Spencer und seine Anhänger und Adepten bis in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts sich die Aufgabe stellten, eine Gesellschaftslehre auf biologischer Grundlage zu

schaffen. Spencer war das Vorbild für William Graham Sumner, der ein sozialpolitisches Programm einforderte, das die soziale Ungleichheit zu einem gesellschaftspolitischen Politikziel machte. Diese Stimmen warnten vor der modernen Medizin, der allgemeinen Schulbildung und der wohlfahrtsstaatlichen Sozialfürsorge. Diese Errungenschaften, so dachte man, führten dazu, dass die Minderwertigen und die Schwachen dieselben Lebenschancen wie die Gesundesten und die Stärksten hätten. Dadurch, so die These, sei die natürliche Evolution hin zu einer höherwertigen Zivilisation der Kulturvölker gefährdet.

Der zweite Teil widmet sich der Diskussion in Deutschland. Diese Diskussion hatte zwei Stränge. Zum einen vertrat etwa Alfred Ploetz, der Begründer der Rassenhygiene in Deutschland und Herausgeber der Zeitschrift *Archiv für Rassenhygiene und Gesellschaftsbiologie* (erschieden von 1905 bis 1944), eine sozialdarwinistische Gesellschaftslehre. Zum anderen vertraten Simmel und Weber eine Gegenposition, die zunächst wenig Widerhall fand. In den 1890er Jahren, als das Thema „Rasse und Gesellschaft“ hoch aktuell war, formulierte Simmel seine Vorbehalte gegen die soziale Evolutionslehre. 1910 veranlasste Max Weber – Mitglied des Vorstandes der neu gegründeten *Deutschen Gesellschaft für Soziologie* – anlässlich des Ersten Deutschen Soziologentages einen Vortrag des Rassetheoretikers Ploetz. Webers Stegreifrede war die erste und blieb auf lange Zeit die einzige Philippika gegen das Rassendenken in der deutschen Soziologie. Noch in der Weimarer Republik waren die Simmel'schen und Weber'schen Begriffe keine Wegweiser zu einer analytisch adäquaten Theorie und Forschung. Die vorherrschenden Themenstellungen zwischen 1920 und 1933 waren aus heutiger Sicht nicht weiterführend oder bahnbrechend.

Umso bemerkenswerter ist es, dass das Ende der Gesellschaftstheorie à la Spencer bereits in den dreißiger Jahren lag. Die Neuorientierung fand nicht in Deutschland statt, und der Soziologie Webers (die fast ausschließlich nur in Deutsch vorlag) wurde eine frühe Hymne gesungen. Teil III schildert, wie Parsons, lebenslang der Verfechter der Weber'schen Theorie, Spencers Utilitarismus ad acta legte und Webers Voluntarismus an dessen Stelle setzte. Parsons' erstes Hauptwerk *The Structure of Social Action*, erschienen 1937, begann bekanntlich mit dem bedeutungsvollen Satz – seinerseits einem Zitat: „Spencer is dead“. Das methodologische Selbstverständnis der Theorie der Gesellschaft, das dieses Buch setzte, wurde zur Grundlage aller modernen Soziologie seither.

Teil IV bringt skizzenhaft die Auswanderung der modernen Soziologie in die USA in Erinnerung, um zu unterstreichen, dass Parsons' Leistung nicht allein stand. Das Verdienst der Emigranten war, dass sie das Simmel-Weber'sche Denken als geisteswissenschaftliches Programm in die USA mitbrachten. Sie belebten die Seminare mit den Ideen aus Europa. Sie waren das weitere Bindeglied zwischen der aus Deutschland vertriebenen Theorie und der Überwindung des Sozialdarwinismus in Amerika.

Insgesamt sind die Anfänge der methodologisch begründeten und das Schicksal der sozialdarwinistisch verstandenen Soziologie voneinander zu trennen. Die heute selbstverständlichen Einsichten entstanden nicht von heute auf morgen. In jahrzehntelangem Ringen musste das begrifflich begründete Wissen sich mühsam gegen die herrschenden sozialdarwinistischen Lehren in Stellung bringen. Das Gegenmodell,

der jahrzehntelang erfolgreiche Evolutionismus, musste verworfen werden, ehe der Simmel-Weber'sche Ansatz überall einen Neuanfang einforderte. Spencers Lehren mussten obsolet werden, ehe die moderne Soziologie sich etablieren konnte.

Man muss den zweifachen Ansatz wissenschaftsgeschichtlich schildern. Auf der einen Seite stand Spencers und insgesamt das sozialdarwinistische Plädoyer für die Rechte des Stärkeren, woraus der Fortschritt der Menschheit erwachse. Auf der anderen Seite standen Simmel, Weber und Parsons (sowie Alfred Schütz), die Begründer des Denkens, das „Wertfreiheit“ und „Objektivität“ forderte. Sie plädierten für die Freiheit der Forschung, eine entscheidende Errungenschaft der Wissenschaft, wie sie seit dem 18. Jahrhundert im Geist der Demokratie entstand.

Im Hintergrund steht die These, dass die Gesellschaftsgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts – auch wenn Nazideutschland den Rückfall in die Barbarei erzwang – und der endgültige Siegeszug des Simmel-Weber'schen Denkens in der Soziologie wissenschaftsgeschichtlich miteinander verbunden sind. Zunächst trug die Barbarei in Deutschland zur Emigration der wichtigsten Denker bei, und der Weltruhm der Parsons'schen Theorie setzte nach dem Zweiten Weltkrieg ein. Der weltweite Erfolg der Weber'schen Soziologie ist den Amerikanern zu danken, was in den 1960er Jahren offensichtlich wurde. Man muss, um dies zu rekonstruieren, zunächst das Szenario der vorigen Jahrhundertwende wiederbeleben.

Dieses Kapitel zeigt, wie die Weichen für die Soziologie des zwanzigsten Jahrhunderts gestellt wurden. Auf „Wertfreiheit“ und „Objektivität“ setzten die (methodologisch begründete) Theorie und auch die (methodisch systematische) Forschung erst in Deutschland und später durch die „intellectual migration“ in den USA – dem hauptsächlich Zufluchtsland des vertriebenen deutschen Geistes. Darin lag gewissermaßen die Vorgeschichte der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als die anerkannten Felder des soziologischen Denkens aus dem amerikanischen Exil zurückkehrten und das Terrain neu vermessen werden musste. Die Erben der Kehrtwende des frühen zwanzigsten Jahrhunderts waren auch die Nutznießer der Neuanfänge nach 1945 – es ging um eine Soziologie der angemessenen Begriffe. Man muss diese Geschichte rekonstruieren, um diese Entwicklung zu verstehen.

1. DIE GESELLSCHAFTSLEHRE DES SOZIALDARWINISMUS

Spencers erstes Buch war ein Gegenentwurf zu Jeremy Benthams utilitaristisch-hedonistischem Rationalismus. Bentham (1748–1832) hatte im Jahr der Französischen Revolution 1789 *An Introduction to the Principles of Morals and Legislation* veröffentlicht.³ Er legte dar, dass der Staat dazu diene, das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl durch eine Politik entsprechend dem *greatest happiness principle* zu gewährleisten. Dieses Prinzip, so Bentham, mache die Individuen – qua der menschlichen Natur – bei der Verfolgung ihrer durchaus egoistischen Zwecke rational. Wenn der Nutzen des tugendhaften Verhaltens größer sei als der

3 Jeremy Bentham, *An Introduction to the Principles of Morals and Legislation* (ursprünglich 1789), New York: Hafner *The Hafner Library of Classics* 1948.

Schmerz durch die Strafen bei kriminellen etc. Verhalten, würden die Individuen den Maximen der Vernunft aus eigenem Antrieb folgen.

Spencers Kritik an Bentham berief sich auf Thomas Malthus' politische Ökonomie der Bevölkerung. Spencer ebenso wie Malthus setzten andere Akzente, um das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl zu bestimmen. Malthus (1766–1834) warnte 1798 in seinem anonymen *An Essay on the Principle of Population*⁴, eine Politik, die allzu viel Gleichheit der Lebensverhältnisse schaffe, bewirke unwillkürlich eine Bevölkerungsexplosion, wodurch das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl nicht mehr gewährleistet sei: „Es ist eine selbstverständliche Wahrheit, was viele Autoren bestätigen, dass die Bevölkerung insgesamt nicht über ein niedriges Existenzniveau hinausgelangen darf; kein Autor hat indes bisher danach gefragt, mit welchen Mitteln denn dieses Niveau überhaupt niedrig gehalten werden kann: es sind nämlich gerade Mittel, wie sie gemeinhin diskutiert werden, worin das größte Hindernis auf dem Weg zu der Bevölkerungskontrolle liegt, die den Schlüssel für die zukünftige Besserung der Gesellschaft enthält“.⁵ Malthus These: Nur die Knappheit der Güter lasse die Individuen nach Besitz streben; nur wenn sie gegenüber anderen, die weniger besäßen, im Vorteil wären, seien sie auch bereit, für ihre Besserstellung zu kämpfen. Das Mittel zum größtmöglichen Glück der größtmöglichen Zahl hieße mithin Ungleichheit, denn dadurch würden der Kampf und die Konkurrenz gefördert. Denn: „[D]er Mensch, wie er wirklich ist, [ist] träge, faul und arbeitsscheu, falls er nicht durch die Not [zur Tätigkeit von Geist und Körper] getrieben wird“⁶ – weshalb eben erst die existentielle Not, zumal wenn sie jederzeit drohe, jene Leistungen bewirke, die den Fortschritt der Menschheit sicherstellten.⁷

Spencers Buch *Social Statics; or, The Conditions Essential to Human Happiness Specified, and the First of Them Developed*⁸ verstand sich als Moralphiloso-

- 4 Thomas Robert Malthus, *An Essay on the Principle of Population* (ursprünglich 1798), in: *An Essay on the Principle of Population and A Summary View of the Principle of Population*, edited and with an introduction by Antony Flew, London: Penguin Books 1970. Malthus, ein Autodidakt, war ab 1805 Professor an einem durch die East India Company getragenen College und brachte es bis zum Fellow der Royal Society sowie Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften.
- 5 Malthus, *An Essay on the Principle of Population*, p. 61. Im Original: „It is an obvious truth, which has been taken notice of by many writers, that population must always be kept down to the level of the means of subsistence; but no writer that the Author recollects has inquired particularly into the means by which this level is effected: and it is a view of these means which forms, to his mind, the strongest obstacle in the way to any very great future improvement of society.“
- 6 Ibid., p. 205. Im Original: „man as he really is, inert, sluggish, and averse from labour, unless compelled by necessity.“
- 7 Dazu die Textstelle, p. 208: „That the difficulties of life contribute to generate talents, every day's experience must convince us. The exertions that men find it necessary to make, in order to support themselves or families, frequently awaken faculties that might otherwise have lain for ever dormant, and it has been commonly remarked that new and extraordinary situations generally create minds adequate to grapple with the difficulties in which they are involved.“
- 8 *Social Statics; or, The Conditions Essential to Human Happiness Specified, and the First of Them Developed*, by Herbert Spencer, London: John Chapman 1851, republished Westmead: Gregg International 1970, printed by offset Meisenheim am Glan: Anton Hain o.J.

phie in der Tradition von Malthus' *Essay on the Principle of Population*. Spencer wollte zeigen, dass es für ganze Gesellschaften ethische Gesetze gebe, die allererst das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl bewirkten. Dabei werde dem Plan Gottes (*Divine Idea, Divine Will*)⁹ entsprochen, nämlich dass bestimmte Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens zu erfüllen seien, damit die Besserstellung der Menschheit gelinge. Malthus hatte argumentiert, das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl sei zu sichern, wenn der durchschnittliche Lebensstandard ein niedriges Niveau nicht überstieg. Spencer erläuterte nun, dass der Kampf ums Überleben die Garantie enthalte, dass die weniger durchsetzungsfähigen Individuen, die dem Lebenskampf nicht gewachsen waren, früh und möglichst ohne Nachkommen starben. Die Stärkeren, die den Lebenskampf bestanden, konnten und sollten sich möglichst vielfach fortpflanzen können. Der Fortschritt der Menschheit – also das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl – wäre gesichert, wenn die Moralität im gesellschaftlichen Leben das Recht des Stärkeren wäre.

Als Garant des größtmöglichen Glücks der größtmöglichen Zahl wirke der Kampf ums Dasein, weil und wenn das Recht des Stärkeren dazu führe, dass die Gesünderen (Stärkeren) länger lebten und mehr Nachkommen hätten. Aus dem Recht des Stärkeren leiteten sich jene Rechte her, die Spencer genau aufzählte, wodurch er die besseren Lebenschancen der Gesundesten und Stärksten rechtfertigen wollte.

Grundlegend war ein soziales Gesetz, das er *The Law of Equity* nannte. Dieses soziale Gesetz verlange die gleiche *Freiheit* für jeden Einzelnen im Sinne einer gesellschaftlichen Moral. Diese Moral verlange die ungehinderte Entfaltung des Einzelnen. Spencer: „Das Glück des Menschen hängt davon ab, dass er seine Fähigkeiten voll einsetzen kann. Deshalb will Gott, dass er seine Fähigkeiten auch einsetzt. Aber beim Gebrauch der Fähigkeiten muss er die Freiheit haben, alles das zu tun, was seinen Fähigkeiten entspricht. Deshalb will Gott, dass er diese Freiheit hat. Also hat er ein *Recht* auf diese Freiheit“.¹⁰ Die Gleichheit verbiete also, dass irgend jemandem dieses Recht beschnitten werde. Also müsse sich jeder – wie alle anderen – das Recht nehmen dürfen, notfalls die Lebensmöglichkeiten anderer Menschen rigoros zu beschneiden. Das Prinzip der Freiheit liege mithin dem Kampf ums Dasein zugrunde. Weil alle sich die Freiheit nähmen, ihr Recht gegebenenfalls anderen gegenüber voll auszuleben, sei der Kampf aller gegen alle grundsätzlich segensreich: „Jeder Mensch hat die Freiheit, alles zu tun, was er tun will, und dabei muss er dieselbe Freiheit jedem anderen Menschen zugestehen“.¹¹

9 Ibid., pp. 77–78 et passim.

10 Ibid., p. 93; Hervorhebung im Original. Im Original: „Man's happiness can only be produced by the exercise of his faculties. Then God wills that he should exercise his faculties. But to exercise his faculties he must have liberty to do all that his faculties naturally impel him to do. Then God intends that he should have that liberty. Therefore he has a *right* to that liberty.“ Alle Hervorhebungen in den Zitaten sind im folgenden wie im Original; nur wenn davon abgewichen wird, wird dies in einer Fußnote besonders angegeben.

11 Ibid., p. 103. Im Original: „Every man has freedom to do all that he wills, provided he infringes not the equal freedom of any other man.“ (Hervorhebung weggelassen)

Die Rechte, die sich aus diesem Prinzip ergaben, waren: Das Recht, sich die Welt untertan zu machen (*The Right to the Use of the Earth*¹²), das Recht auf Eigentum (*The Right of Property*), das Recht auf Austauschbeziehungen (*The Right to Exchange*), das Recht auf gesellschaftliches Ansehen (*The Right of Property in Character*) und das Recht auf freie Rede (*The Right to Free Speech*) – wobei Frauen und Kinder ebenfalls (allerdings nicht dieselben) Rechte erhalten sollten. Spencer erläuterte die verschiedenen Rechte, die den Kampf ums Dasein stützten, woraus die besseren Chancen der Stärkeren sich ergaben. Im dritten Teil seines Buches zeigte er, welche Lehren für die Moderne daraus zu ziehen waren. Erstens warnte er vor dem Wohlfahrtsstaat, der sich zum Anwalt der Schwachen mache. Denn die Gleichstellung der Schwachen mit den Starken bedeute eine Gefahr für die Kulturentwicklung. Um dieser Gefahr zu begegnen, müsse die Gesellschaft der Zukunft dem freien Bürger ein Recht gewähren, den Staat zu unterlaufen (*The Right to Ignore the State*): „Aus dem Lehrsatz, dass alle Institutionen dem Gesetz der gleichen Freiheit zu folgen haben, müssen wir zwangsläufig schließen, dass jeder Bürger das Recht hat, sich freiwillig außerhalb des Rechts stellen zu dürfen“.¹³ Insbesondere, so Spencer, sei nicht hinzunehmen, dass die Besteuerung durch den Staat dazu diene, die Programme zu finanzieren, welche dem Recht des Stärkeren entgegenwirkten. Der Einzelne werde in eine unmögliche Situation gebracht, wenn der Staat ihm Pflichten auferlege, die letztlich darauf hinausliefen, den Kulturfortschritt zu behindern. Die wohlfahrtsstaatlichen Programme und ebenso die Therapien der modernen Medizin förderten die Schwachen und die Kranken. Dadurch würden unwillkürlich die am wenigsten Lebensfähigen den Stärksten und den Gesundesten gleich gestellt. Dies schaffe eine gefährliche Schieflage. Die staatlichen Handelsbeschränkungen (*the Regulation of Commerce*)¹⁴, die Kirchen angesichts ihrer karitativen Moral, die Armengesetzgebung (*Poor-Laws*), die allgemeine Schulpflicht (*National Education*), die Kolonialherrschaft (*Government Colonization*)¹⁵ und das Öffentliche Gesundheitswesen (*Sanitary Supervision*) seien moderne Neuerungen, von denen eine große Gefahr für den Fortschritt der Menschheit ausgehe. Er warnte, sie alle widersprächen den Gesetzen der Natur.

Spencer räumte ein, dass die Welt des neunzehnten Jahrhunderts eine gewisse Zivilisiertheit enthalte. Der Kampf aller gegen alle sei nicht mehr das allfällige Gebot der Stunde. Eine gewisse Friedfertigkeit – zumal bei den kulturell fortgeschrit-

12 Dies ist die Überschrift von Kap. IX, pp. 114 ff. Die folgenden Kapitel behandelten die weiteren Rechte, wie sie nun aufgeführt werden.

13 Ibid., p. 206. Im Original: „As a corollary of the proposition that all institutions must be subordinated to the law of equal freedom, we cannot choose but admit the right of the citizen to adopt a condition of voluntary outlawry.“

14 Ibid., Kap. XXIII, pp. 296 ff. Die folgenden Kapitel widmeten sich jeweils einem dieser Programme, die das Recht des Stärkeren schmälerten.

15 Für die Kolonialherrschaft argumentierte Spencer folgendermaßen: Wenn eine Regierung die Steuermittel einsetzt, um in einem anderen Land dessen Justiz, Polizei etc. zu finanzieren, wird dieses Geld der einheimischen Gemeinschaft entzogen; der Staat verletzt seine Pflicht der Nichtintervention, und dabei werden die Rechte der Kolonisten, also der Briten etwa der East-India-Company, verletzt, denen die Freiheit genommen wird, alles zu dürfen, was sie sich herausnehmen können.

tensten Völkern – sei mit der Zivilisation vereinbar. Der Fortschritt der Menschheit schließe eben nicht aus, dass der Volkscharakter bei denen, die den Höchststand der kulturellen Evolution erreicht hätten, auch eine gewisse Toleranz zulasse. So gebe es beispielsweise im „englischen Nationalcharakter im Gegensatz zum nationalen Charakter anderer Rassen“¹⁶ den Charakterzug der Fairness: „Selbst die Brutalsten in unserer Bevölkerung ... haben einen Sinn für das, was fair ist, der besser ausgebildet ist als bei den Einwohnern anderer Länder“.¹⁷ Dieses Kulturniveau dürfe allerdings nicht aufs Spiel gesetzt werden. Die Unterstützung der Schwachen durch den Sozialstaat und die Therapie der Kranken könnten leichtfertig den Fortschritt der Menschheit gefährden, wenn die Gleichheit zu weit getrieben werde.

In seiner im Jahr 1852 in der *Westminster Review* erschienenen Abhandlung *A New Theory of Population; Deduced From the General Law of Animal Fertility* erläuterte Spencer die Naturgesetze, die das Kulturniveau der fortgeschrittensten Arten und Völker (Rassen) bestimmten.¹⁸ Die Abhandlung beschrieb den Zusammenhang zwischen der Auslese und der Evolution – die Kernthese des Sozialdarwinismus.

Von den niedrigsten bis zu den höchsten Organismen, so Spencer, sah man die Koordination zweier Prozesse, die aufeinander abgestimmt waren. Er nannte sie „Aufbau und Zerfall – Heilung und Vernichtung – Anpassung an die Umwelt und Sauerstoffverbrauch“, und er dozierte: „Solange beide Prozesse ablaufen, ist Leben vorhanden: Fällt einer davon aus, so ist das Ergebnis – der Tod“.¹⁹ Er entwickelte seine neue Bevölkerungslehre, die den Aufbau der Natur aus je zwei komplementären Vorgängen darstellte, in sechzehn Paragraphen. Sie benannten das allgemeine Prinzip und entwickelten aufsteigend zum höchsten Niveau das Bevölkerungsgesetz der Natur. Sie begannen beim scheinbar Evidenten und führten zum scheinbar Notwendigen:

- §1. Jede Rasse bei Organismen sei sowohl den erhaltenden als auch den zerstörenden Kräften ausgesetzt, deren Zusammenspiel zu sichern sei.
- §2. Die rasseerhaltenden Kräfte teilten sich in solche, die das individuelle Leben ausmachten, und solche, die der Spezies dienten und sie fortsetzten; diese Kräfte variierten invers, d. h. je mehr das individuelle Leben hervortrete, desto schwächer seien die Wirkkräfte der Spezieserhaltung – und umgekehrt. Die Kräfte der beiden Richtungen müssten ein Gleichgewicht bilden.

16 Ibid., p. 99. Dort auch die nächste Zitatstelle; im Original: „the English national character, as contrasted with that of other races“.

17 Im Original: „Even among the most brutal of our population ... there is shown ... a greater sense of what is fair than the peoples of other countries show.“

18 *A New Theory of Population; Deduced from the General Law of Animal Fertility*. Republished from the *Westminster Review*. For April, 1852. With an introduction by R. T. Trall, M.D., New York: Fowlers and Wells 1852. (Nachdruck in den USA, aus dem Bestand der Harvard College Library)

19 Ibid., p. 10. Im Original: „accretion and disintegration – repair and waste – assimilation and oxidation. ... So long as the two go on together, life continues: Suspend either of them, and the result is – death.“

- §3. Die reproduktive Kraft einer Rasse sei am höchsten, wenn die Lebensdauer der jeweiligen Organismen eher gering sei; und umgekehrt: wo die reproduktive Kraft einer Rasse gering sei, hätten die Organismen dieser Spezies eine lange Lebensdauer.
- §4. Individuation und Multiplikation verhielten sich also antagonistisch zueinander.
- §5. Reproduktion könne bei manchen Arten bedeuten, dass ein Organismus – wie bei den Protozoen – sich teile, woraufhin das Lebewesen, das sich reproduziere, nicht mehr fortexistiere. Oder die Reproduktion könne zum anderen heißen, dass ein Organismus, der einen anderen oder auch viele andere hervorbringe, danach noch weiterlebe – und dabei werde die verbleibende Lebensspanne umso kürzer sein, je größer die Anzahl der Nachkommen sei, die durch einen Reproduktionsakt entstehe.
- §6. Bei den höheren Arten bleibe der Elternorganismus bei der Reproduktion stets erhalten.
- §7. Der Fortschritt bei den höheren Arten werde offensichtlich, wenn man sich vergegenwärtige, dass es ihnen nicht mehr möglich sei, dass Teile eines Organismus sich nach dem Abtrennen zu einem eigenen Organismus entwickeln.
- §8. Höhere Arten, wo die Individuation hoch sei und bei denen keine spontane Teilung mehr vorkomme, hätten eine höhere Fruchtbarkeit, wenn sie kleine einfache Lebensgemeinschaften bildeten. Wenn wie bei den höheren Arten große und komplexe Lebensgemeinschaften sich bildeten, sinke die Fruchtbarkeit dort deutlich ab.
- §9. Höhere Arten seien komplexe Organismen, und höhere Arten bildeten komplexe Lebensgemeinschaften. Entsprechend sei bei ihnen „die Fähigkeit zur Hervorbringung zahlreicher Nachkommen gegenläufig zu der Fähigkeit, dass jedes einzelne Individuum überlebt“.²⁰
- §10. Dies sei das Gesetz der Fruchtbarkeit (*Law of Fertility*). Dieses Gesetz bringe es mit sich, dass bei den höheren Arten bei der Zeugung bzw. bei der Geburt jeweils nur ein einzelner Organismus entstehe.
- §11. Die Zeugung geschehe durch die Vereinigung der Spermazelle (*sperm-cell*) mit der Eizelle (*germ-cell*). Die Zweiteilung in Männlich und Weiblich signalisiere die binäre Struktur des Universums. Die Trennung zwischen einer neuronalen und einer nährenden Substanz sei überall zu finden. Der männliche Organismus sei neuronal, und der weibliche sei nährend. Dazu Spencer: „Wir müssen davon ausgehen, dass die Spermazelle und die Eizelle eine koordinierende und eine zu koordinierende Substanz bilden – sie stehen für die Nervenkraft und für die Ernährung“.²¹

20 Ibid., p. 26. Im Original: „the ability to multiply is antagonistic to the ability to maintain individual life.“

21 Ibid., p. 30. Im Original: „[W]e must infer that the sperm-cell und germ-cell respectively consist of co-ordinating matter and matter to be co-ordinated – neurone and nutriment.“ Spencer belegte die Differenz durch folgende Aussage: „Well, in the greater size of the nervous centers in the male, as well as in the fact that during famines men succumb sooner than women, we see that in the male the co-ordinating system is relatively predominant.“ (p. 30)

- §12. Chemische und andere Analysen zeigten, so Spencer, dass die Hirnleistung – allemal *co-ordinating matter* – in unterschiedlichen Lebensphasen verschieden stark ausgeprägt sei. Dass sie nicht immer gleich sei, lasse den Rückschluss zu, dass jedenfalls die *matter to be co-ordinated* offenbar durch eine geringere Hirnleistung gekennzeichnet sei.²²
- §13. Die Fertilität der Wirbeltiere variere im umgekehrten Verhältnis zu der Entwicklungsreife ihres Nervensystems.
- §14. Das Ergebnis, auf die Menschheit – *the human race* – angewandt: Die durchschnittlich bei den höher entwickelten Rassen bzw. Kulturen höher entwickelte Intelligenz bewirke, dass dort die Individuen eine höhere Lebensdauer hätten, weshalb ihre Fertilität offensichtlich kontrolliert werden müsse.²³ (Welche Maßnahmen die drohende Übervölkerung eindämmen könnten, sei dringend zu klären.)
- §15. Die Menschheit erlebe fortschreitend eine weitere Stärkung der Nervenzentren.²⁴ Daraus erwachse die Kultivierung der Völker und Rassen. Es sei naturwissenschaftlich erwiesen, dass das durchschnittliche Hirnvolumen eines australischen Eingeborenen 75 ccm betrage. Aber die modernen Engländer hätten ein mittleres Hirnvolumen von 96 ccm, und die Malayen und Afrikaner lägen zwischen diesen Messwerten. Spencer: „Und man kann zeigen, dass eine Höherentwicklung des Nervensystems stattfinden *mus*s und warum infolgedessen der augenblickliche Fruchtbarkeitsüberschuss vermindert werden *mus*s; und weiter kann man zeigen, dass diese Fruchtbarkeitsminderung allein durch eine einzige Wirkkraft herbeigeführt wird – *nämlich durch den Überschuss eben dieser Fruchtbarkeit*“.²⁵
- §16. Die Grenzen des Fortschritts seien erreicht, wenn ein Missverhältnis zwischen der Multiplikation und der Individuation bestehe. In der Gegenwart, wo die hohe Individuation bei den zivilisierten Rassen einhergehe mit ihrer hohen Fruchtbarkeit bzw. Multiplikation und außerdem die Übervölkerung noch verstärkt werde durch die moderne Medizin und die Sozialpolitik, sei die Gefahr für den Fortschritt evident. Da viele Menschen trotz ihrer mangelnden Lebensfähigkeit heutzutage am Leben gehalten würden, sei die kulturelle Evolution der Menschheit bedroht.

22 Ibid., p. 34.

23 Ibid, p. 37–38: „From the fact that the human race is in a state of transition, we may suspect that the existing ratio between its ability to multiply, and its ability to maintain life, is not a constant ratio. From the fact that its fertility is at present in excess of what is needful, we may infer that any change in the ratio will probably be toward a diminution of fertility. And from the fact that, one the whole, civilization increases the ability to maintain life, we may perceive that there is at work some influence by which such diminution is necessitated.“

24 Ibid., p. 39: „That an enlargement of the nervous centers is going on in mankind, is an ascertained fact.“

25 Ibid., p. 40. Im Original: „But it may be shown why a greater development of the nervous system *must* take place, and why, consequently, there *must* be a diminution of the present excess of fertility; and further, it may be shown that the sole agency needed to work out this change is – *the excess of fertility itself*.“

Spencers Hauptaussage war zweifellos im §15 enthalten und wurde im §16 vertieft. Er setzte das Hirnvolumen ins Verhältnis zur Zivilisation der Rasse und zur Lebensdauer der einzelnen Organismen. Er unterstrich den positiven Wert des Bevölkerungsdrucks. Wenn eine Bevölkerung durch ihre wachsende Intelligenzleistung eine längere Lebensdauer erreiche, aber keine Minderung der Geburten stattfinde, komme es unvermeidlich zu einer problematischen Übervölkerung.²⁶ Der Bevölkerungsdruck könne nämlich die Verbesserung der rassischen Qualitäten der Bevölkerung nur bewirken, wenn durch das Absterben der Schwachen nur die Besten überlebten. Aber wenn die segensreichen Kräfte des Überlebenskampfes, der die Stärksten begünstige und die Schwachen auslösche, sich nicht mehr entfalten könnten, weil durch die gesellschaftspolitischen Reformen auch die Schwachen (länger) überlebten, sei der Fortschritt der Menschheit gefährdet. Spencer erläuterte das entsprechende Gesetz der Arterhaltung anhand der Hungerkatastrophen in Irland in den Jahren 1847 bis 1850. Dort waren Hunderttausende gestorben (oder in die USA ausgewandert, was indessen unerwähnt blieb). Spencers Gedankengang: „Die ganze Menschheit ... muss sich mehr oder minder der Selbstdisziplinierung unterwerfen; daraus entstehen Fortschritte oder auch nicht; aber in der Natur der Sache liegt, dass nur diejenigen, die tatsächlich auch den Fortschritt sichern, auf lange Sicht überleben. Dabei ist es unausweichlich, dass die Familien und die Rassen angesichts der Schwierigkeit, heutzutage bei der hohen Bevölkerungsdichte ihren Lebensunterhalt zu sichern, eine vermehrte Produktivität – das heißt eine vermehrte Hirntätigkeit – entwickeln müssen, weil sie ansonsten notwendigerweise zum Aussterben verurteilt sind; sie müssen sonst denjenigen Platz machen, die durch den Bevölkerungsdruck zu höherer Hirnleistung veranlasst werden. Dies hat sich in den letzten Jahren wieder einmal in Irland bewahrheitet. ... Es zeigt sich unmissverständlich, dass der vorzeitige Tod in allen seinen Formen und durch alle Todesursachen in dieselbe Richtung weist. Diejenigen, die früh versterben, sind in den meisten Fällen diejenigen, deren Kraft zur Selbsterhaltung am geringsten ausgebildet ist, und daraus folgert notwendig, dass diejenigen, die überleben und die Erhaltung der Art sichern, mit der höchsten Kraft der Selbsterhaltung ausgestattet sind – sie sind die Auslese ihrer Generation“.²⁷

Darwin und Spencer kannten einander persönlich. Am Ende der 1850er Jahre standen sie im Briefkontakt miteinander. In *The Life and Letters of Herbert Spencer*, einer 1908 zusammengestellten Sammlung aus Briefen Spencers²⁸, ist ein Brief

26 Ibid., p. 40. Spencer sprach von „inevitable redundancy of numbers.“

27 Ibid., p. 42. Im Original: „All mankind ... subject themselves more or less to the discipline described; they either may or may not advance under it; but, in the nature of things, only those who *do* advance under it eventually survive. For, necessarily, families and races whom this increasing difficulty of getting a living which excess of fertility entails, does not stimulate to improvements in production – that is, to greater mental activity – are on the high road to extinction; and must ultimately be supplanted by those whom the pressure does so stimulate. This truth we have recently seen exemplified in Ireland. ... For as those prematurely carried off must, in the average of cases, be those in whom the power of self-preservation is the least, it unavoidably follows, that those left behind to continue the race are those in whom the power of self-preservation is the greatest – are the select of their generation.“

28 David Duncan, *The Life and Letters of Herbert Spencer*. London: Methuen 1908.

Darwins an Spencer vom 25. November 1858 abgedruckt. Damals offenbar hatte ihm Spencer seine allgemeine Evolutionstheorie – Darwin sprach von *so-called Development Theory* – brieflich erläutert. Darwin räumte in seinem Antwortbrief seine persönliche Übereinstimmung mit Spencer ein, ließ aber wissen, dass er, Darwin, *as a naturalist* die Probleme, die Spencer sich stelle, anders löse (er arbeitete noch an *The Origin of Species*, das im darauf folgenden Jahr erschien): „Ich behandle das Thema lediglich als Naturwissenschaftler und nicht von Ihrem übergeordneten Standpunkt aus; täte ich letzteres, so hätte ich Ihren Gedankengang sicherlich in meinem Werk verwendet, denn Ihr Argument scheint mir auf seine Art durchaus vollkommen.“²⁹

Spencer ebenso wie Darwin gehörten dem im November 1864 gegründeten *X Club* an, einem Diskussionskreis zur Verbreitung der Evolutionslehre.³⁰

Etwa ein Jahrzehnt später hatte Darwin noch immer eine positive, allerdings nun vorsichtiger Meinung über Spencer. Er schrieb an Joseph Hooker, einen Botaniker und Naturforscher, mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verband (Hooker gehörte ebenfalls zum *X Club*), nachdem der vierte Band von Spencers *Principles of Biology* im Juni 1868 erschienen war: „[Das Buch] ist herrlich ideenreich und wahrscheinlich stimmt fast alles, was darin steht. ... Aber [Spencer] hätte sich mehr zur Beobachtung entschließen sollen, auch wenn dies bedeutet hätte, dass er nach dem Gesetz des Ausgleichs etwas weniger Gedankenkraft entfaltet hätte, was ihn indessen zu einer hervorragenden Persönlichkeit gemacht hätte“.³¹

Spencers *Principles of Sociology* (6 Bände), die endgültige Darstellung seiner Gesellschaftslehre, erschien in den Jahren 1876–1896. Bereits 1873 verfasste er eine Einführung, *The Study of Sociology*. Bereits 1875 wurde das Buch ins Deutsche übersetzt unter dem Titel *Einleitung in das Studium der Sociologie* (2. Auflage 1896).³² Das Buch war äußerst erfolgreich nicht nur in Europa, sondern auch in den Vereinigten Staaten, wo es 1884 bereits in elfter Auflage erschien.

The Study of Sociology reklamierte Wissenschaftlichkeit für die Soziologie. Sie solle im Interesse der kultivierten Rassen (insbesondere der Völker Europas und Amerikas) dazu beitragen, die gravierenden Störungen des gesellschaftlichen Lebens zu beheben, die drohten, wenn man die Gesetzmäßigkeiten der Natur nicht beachte. Die Soziologie müsse sich die Frage stellen und sie beantworten: „Was ist

29 Ibid., p. 87. Im Original: „I treat the subject simply as a naturalist, and not from a general point of view; otherwise, in my opinion, your argument could not have been improved on, and might have been quoted by me with great advantage.“

30 Der *X Club* hatte nur neun Mitglieder, aber „all of them were unerring supporters of Darwin’s ideas and even more importantly they were all ascending to positions of influence and power“: Michael White and John Gribbin, *Darwin. A Life in Science*, New York/London: Penguin Plume 1995, p. 229.

31 Zit. *ibid.*, p. 125. Im Original: „It is wonderfully clever and I daresay mostly true. ... If he had trained himself to observe more, even at the expense, by the law of balancement, of some loss of thinking power, he would have been a wonderful man.“ Zitiert wird (ohne genauere Angaben) aus *Life and Letters of C. Darwin*, iii, 55.

32 Herbert Spencer, *Einleitung in das Studium der Sociologie*. Nach der zweiten Auflage des Originals herausgegeben von Dr. Heinrich Marquardsen (2 Teilbände), Leipzig: F. A. Brockhaus 1875.

der normale Verlauf der sozialen Evolution und wird dieser Verlauf durch eine sozialpolitische Maßnahme und ihre Auswirkungen beeinträchtigt?“³³ *The Study of Sociology* handelte vom methodischen Vorgehen, wenn ein Soziologe sich diese Frage stellte. Spencer wollte auf die Schwierigkeiten aufmerksam machen, die zu bedenken waren, wenn man Missverständnisse vermeiden und wissenschaftliche Ergebnisse erzielen wolle.

Für Spencer gab es objektive und subjektive Schwierigkeiten. Eine objektive Schwierigkeit war, dass die Tatsachen oftmals nicht offen zutage lagen, die für eine angemessene Erkenntnis notwendig waren. Bloße Beobachtung reichte nicht aus, um die Tatsachen zu kennen, die die richtigen Schlussfolgerungen erlaubten. Die subjektiven Schwierigkeiten waren, dass intellektuell und emotional die notwendigen Einsichten oft nicht plausibel waren. Zu warnen sei insbesondere vor vier Arten des Vorurteils (*bias*) – nämlich dem *educational bias*, der das Heil der Menschheit in der Schulbildung – zumal im *book learning* – sehe, dem *class bias*, der dem eigenen sozialen Stand das beste gesellschaftliche Potential bescheinige, dem *political bias*, der die eigene politische Meinung zur Richtschnur mache, und dem *theological bias*, der die kirchlichen Lehren zu einer allgemeinen Moral verkläre. Für eine wissenschaftliche Soziologie, die diese Vorurteile vermied, seien die Kausalitätsmodelle der Biologie wegweisend, die allerdings noch um die Eigenschaftskataloge der Psychologie erweitert werden müssten. Erst wenn die Soziologie diese naturwissenschaftlichen Lehren ernst nehme, könne sie eine Gegenwartswissenschaft sein. Dann könne sie auch die Weichen für die Zukunft der Menschheit stellen.

Spencers Gedankenführung zeigt sich an der folgenden Textstelle: „Hätten schwächere Männer gewöhnlich mehr Nachkommen als stärkere Männer, wäre eine progressive Verschlechterung der Rasse eingetreten. Deshalb ist klar, dass die Frauen (zumindest seit die Heiraten nicht mehr durch Brautraub oder Brautkauf, sondern unter weiblicher Mitsprache zustande kommen) sich trotz ganz unterschiedlicher Vorlieben eher für die Männer mit der größeren körperlichen und geistigen Kraft entscheiden und solche Männer auch heiraten, die sie und ihre Kinder erfolgreich beschützen, weshalb sie mit größerer Wahrscheinlichkeit durch ihre Nachkommenschaft überleben. Demgegenüber haben die Frauen weniger Chancen der Arterhaltung, die sich die schwächeren Männer wählen, da ihre Kinder weniger geschützt werden und auch weniger zur Selbsterhaltung fähig sind, sofern sie überhaupt das Erwachsenenalter erreichen“.³⁴

33 *The Study of Sociology*, by Herbert Spencer. Eleventh edition. London: Kegan Paul, Trench, & Co. 1884, p. 71. Im Original: „What is the normal course of social evolution, and will it be affected by this or that policy?“

34 *Ibid.*, p. 377. Im Original: „If the weaker men had habitually left posterity when the stronger did not, a progressive deterioration of the race would have resulted. Clearly, therefore, it has happened (at least, since the cessation of marriage by capture or by purchase has allowed feminine choice to play an important part), that, among women unlike in their tastes, those who were fascinated by power, bodily or mental, and who married men able to protect them and their children, were more likely to survive in posterity than women to whom weaker men were pleasing, and whose children were both less efficiently guarded and less capable of self-preservation if they reached maturity.“

Zweifellos formulierte Spencer zeitgenössische Ansichten. Als Bürger des 19. Jahrhunderts war auch Darwin überzeugt, dass die psychischen Eigenschaften der Person vererbt würden und dass das gesellschaftliche Verhalten ein Ergebnis der Naturgesetze der Vererbung wäre. Darwin erklärte in seinem zweiten Hauptwerk, *The Descent of Man*, erschienen 1871, dass Stehlen und Lügen sowie die Geisteskrankheiten vererbt seien: „Ich habe von Fällen gehört, wo eine Neigung zum Stehlen und eine Tendenz zum Lügen in einer Familie vorkommt trotz ihrer hohen gesellschaftlichen Stellung. Da das Stehlen als kriminelles Verhalten in den wohlhabenden Schichten selten ist, dürfte es kein Zufall sein, wenn bei zwei oder drei Mitgliedern ein und derselben Familie ein solches Verhalten vorkommt. ... Eine Geisteskrankheit ist jedenfalls immer vererbt“.³⁵ Er folgerte: „Nur wenn man die Vererbung der moralischen Fähigkeiten annimmt, kann man die Unterschiede in der Zivilisation verstehen, die zwischen den verschiedenen Rassen der Menschheit herrschen“.³⁶

Darwinismus, das Thema der Soziologie Spencers, war ab der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in den USA das anerkannte Credo der dort entstehenden Soziologie.³⁷

William Graham Sumner, der (bis 1909) an der Yale University lehrte³⁸, veröffentlichte 1883 den Traktat *What Social Classes Owe to Each Other*, ein Plädoyer gegen die Philanthropie und eine Kritik am modernen Wohlfahrtsstaat.³⁹ Bereits in den Kapitelüberschriften machte Sumner seine Aussage deutlich. Das Kapitel *On the New Philosophy: That Poverty Is the Best Policy* erläuterte, dass die Faulheit und die Unbelehrbarkeit bei den Armen als die voraussagbaren Folgen der staatlichen Armenunterstützung anzusehen wären. Das Kapitel *That It Is Not Wicked To Be Rich: Nay, Even, That It Is Not Wicked To Be Richer Than One's Neighbor* plädierte für einen schrankenlosen Egoismus zur weiteren Vermehrung der segensreich großen Vermögen. *That We Must Have Few Men, If We Want Strong Men* verteidigte die Maximen des Kampfs ums Dasein (*struggle for life*) und des Rechts des Stärkeren (*survival of the fittest*) – analog Spencer. Das Kapitel *On the Value, as a Socio-*

35 Charles Darwin, *The Descent of Man, and the Selection in Relation to Sex* (London: J. Murray 1871), reprinted from the 2nd, revised and augmented edition of 1877, London: Pickering 1989, p. 127. Im Original: „I have heard of authentic cases in which a desire to steal and a tendency to lie appeared to run in families of the upper ranks; and as stealing is a rare crime in the wealthy classes, we can hardly account by accidental coincidence for the tendency occurred in two or three members of the same family. ... Insanity is notoriously inherited.“

36 Ibid., p. 128. Im Original: „Except through the transmission of moral tendencies, we cannot understand the differences believed to exist in this respect between the various races of mankind.“

37 Siehe dazu: Richard Hofstadter, *Social Darwinism in American Thought* (ursprünglich 1944), 2. Auflage New York: Braziller 1959. Siehe auch Roscoe Hinkle und Gisela J. Hinkle, *The Development of Modern Sociology*, New York: Random House 1954.

38 Dazu: Richard Hofstadter, William Graham Sumner, Social Darwinist, *New England Quarterly*, Vol. 14, 1941, pp. 457–477.

39 William Graham Sumner, *What Social Classes Owe To Each Other*, New York: Harper and Brothers 1883; das Buch liegt mittlerweile in fünfter Auflage vor; der elfte Nachdruck datiert aus dem Jahre 1989 (Caxton Press, Caldwell ID).

logical Principle, of the Rule to Mind One's Own Business forderte einen schwachen Staat. Denn ansonsten würden der Egoismus und der Herrschaftstrieb des Einzelnen behindert – wobei die selbständig ihren Lebenskampf bestreitenden Individuen, die die Mehrheit der Bevölkerung bildeten, gegen die Beschränkung ihrer Handlungsspielräume durch den heutigen Staat geschützt werden müssten. Diese Mehrheit, die mit der Metapher *The Forgotten Man* zu bezeichnen sei, so Sumner, arbeite hart und werde durch die Unterstützungsempfänger, über den Umweg Wohlfahrtsstaat, de facto ausgebeutet.

Sumner diagnostizierte eine Krise seiner Gegenwart. Die Mängel der Moderne seien letztlich offensichtlich, denn die Programme gegen die Armut und die Kampagnen für eine allgemeine Schulbildung hätten eine verheerende Wirkung. Er sprach von „sozialen Übeln“ (*social ills*), die eben nicht dem Wirken des Rechts des Stärkeren geschuldet wären. Sondern im Gegenteil sehe man hier die iatrogenen Auswirkungen der Ideen der sozial gesinnten Gegenwart, wozu die politische Ökonomie und die Sozialwissenschaften noch beitragen, wenn sie gegen die soziale Ungleichheit zu Felde zögen. Sumner schimpfte über deren „Quacksalberei“ (*quackery*), denn die modischen Denkrichtungen schufen erst jene *social ills*, die sie angeblich bekämpften. Er meinte: „Wir haben eine riesige Zahl gesellschaftlicher Übel geerbt, die nie und nimmer aus der Natur stammen. Sie sind die traurigen Ergebnisse all des Hineinpfuschens, Sich-Einmischens und Schaden-Anrichtens der vielen sozialen Helfer bis in die Gegenwart. Die Wirkungen der von ihnen unterstützten gesellschaftlichen Quacksalberei haben sich nun durch die Gewohnheit, die Mode, das Vorurteil oder das Schablonen-Denken eingebürgert. Hinzu kommt noch die neue Quacksalberei der politischen Ökonomie und der Sozialwissenschaft. Man muss dieser Tatsache ins Auge sehen“.⁴⁰ Das Fazit war: Die Krise der Gegenwart entstand infolge der sozialpolitischen und sozialwissenschaftlichen Bemühungen um die Gleichheit der Bürger.

In *Folkways*⁴¹, seinem bekanntesten Buch, widmete Sumner ein Kapitel dem Thema *The Struggle for Existence*, und ein anderes hieß *Societal Selection*. Insgesamt ließ er keinen Zweifel, dass die Selbstregulierung von Gesellschaften erfordere, das Recht des Stärkeren zu sichern. Die Auslese, die dadurch erfolge, sei das einzig wirksame Prinzip einer natürlichen Menschheitsentwicklung. Vor diesem Hintergrund behandelte er unter anderem die Themen *Abortion, Infanticide, Killing the Old, Cannibalism, Kinship, Blood Revenge, Primitive Justice* – um nur einige seiner Plädoyers auch für die notfalls grausamen Praktiken der Bevölkerungskontrolle in den einfachen oder alten Gesellschaften zu nennen. Schließlich wandte er sich auch gegen *Education* und gegen *History* in seiner Gegenwart. Er warnte vor dem Bildungsaberglauben (*the superstition of education*), und er geißelte das *book*

40 Ibid., p. 102. Im Original: „We have inherited a vast number of social ills which never came from Nature. They are the complicated products of all the tinkering, muddling, and blundering of social doctors in the past. These products of social quackery are now buttressed by habit, fashion, prejudice, platitudinarian thinking, and new quackery in political economy and social science. It is a fact worth noticing.“

41 *Folkways. A Study of the Sociological Importance of Usages, Manners, Customs, Mores, and Morals*, by William Graham Sumner, Boston: Ginn and Company 1906.